

UNGARN

MONATSCHRIFT FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN
KULTURAUSTAUSCH

GELEITET VON BÉLA PUKÁNSZKY

SIEBENBURGISCH-UNGARISCHE GEISTIGKEIT

**HUNNISCH-UNGARISCHE VERWANDTSCHAFT
DER SCHLÜSSEL SIEBENBÜRGENS**

SIEBENBURGISCH-UNGARISCHE SCHAUSPIELKUNST

SIEBENBURGEN UND DIE UNGARISCHE KUNST

DIE ABSTAMMUNG DER HUNYADIS

Die ungarische Universität Siebenbürgens

Die Puszta wird zum Paradies

Bauernland Ungarn

Gedicht von Z. JÉKELY

Erzählung von M. R. BERDE

Szekler Volksballade mit Melodie

Bücher- und Presseschau

**VERLAG DANUBIA
BUDAPEST – LEIPZIG**

UNGARN

MONATSCHRIFT
FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN KULTURAUUSTAUSCH
DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

Erscheint am 1. jedes Monats

Mitteilungen und Beiträge sind zu richten an den Schriftleiter:

Prof. Dr. *BÉLA PUKÁNSZKY*

Schriftleitung und Administration:

Budapest, V., Arany János-utca 1.

Fernruf: 122-261.

Sprechstunden: Donnerstag bis Sonnabend Vormittag 9-13.

Verlag für Ungarn:

DANUBIA, Budapest, IV., Apponyi-tér 1.

Auslieferung für das Grossdeutsche Reich:

Fr. C. FLEISCHER, Leipzig, Salomonstrasse 16.

Preis des Jahrganges für Ungarn 10 P, für Deutschland RM. 10.

Einzelheft: in Ungarn P 1.—, in Deutschland RM. 1.—.

Einzahlung der Bezugspreise in Ungarn auf Postscheckkonto Nr. 5025.

Mitglieder der Ungarisch—Deutschen Gesellschaft in Budapest erhalten die Zeitschrift gegen Entrichtung des Mitgliedbeitrages.

UNGARISCH-DEUTSCHE GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

PRÄSIDENT:

ANDREAS VON TASNÁDI NAGY, kön. ung. Justizminister a. D.
kön. ung. Geheimrat, Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses.

MITPRÄSIDENTEN:

GRAF TIBOR TELEKI, kön. ung. Geheimrat, Hüter der Heiligen Krone,

KOLOMAN VON SZILY, kön. ung. Geheimrat, Staatssekretär,

STEFAN VON FÁY, kön. ung. Geheimrat, Staatssekretär,

BARON BERTHOLD FEILITZSCH, kön. ung. Geheimrat, Obergespan a. d.

ALOIS KOVÁCS, Staatssekretär,

JOSEF STOLPA, Staatssekretär,

GYULA VON DARÁNYI, Universitätsprofessor.

GENERALSEKRETÄR:

Prof. *ALEXANDER VARGA VON KIBÉD*.

RECHTSANWALT:

LUDWIG V. HUSZOVSZKY, Reichstagsabgeordneter.

SCHATZMEISTER:

KARL SZANDER, Direktor des Rechnungsamtes im Reichstag.

HUNNISCH-UNGARISCHE VERWANDTSCHAFT

VON GYULA ILLYÉS

Wir sind mit den Hunnen verwandt. Es sind kaum hundert Jahre her, dass wir Ungarn etwas Gewisses über unsere Herkunft und Abstammung wissen. Schon die ersten Aufzeichnungen geben Kunde davon, dass die Ungarn von den Hunnen abstammen und dass unser erster grosser König Attila war. In den Spinnstuben der Dörfer, bei den Hirtenfeuern der Puszta erzählte man es sich so, Jahrhunderte hindurch mit bewundernswerter Hartnäckigkeit. Die Historiker widerlegten diese Überlieferung noch bis vor kurzem auf jede mögliche Weise, denn sie klang zu sagenhaft. Und doch sollten sie nicht recht behalten! Wie ein Märchen klang es, was das Volk von den Vorfahren glaubte und erzählte; dennoch stand es der Wahrheit so nahe!

Die glaubwürdige Geschichte unserer Abstammung könnte in der Tat einem Märchen gleich beginnen: Es war einmal... Es ist eine lange und verwickelte Geschichte, in der allerdings auch von einer glücklichen Heirat die Rede sein wird. Ich will es versuchen ganz einfach zu erzählen, weil es nur so verstanden werden kann. Doch will ich am Uranfang beginnen.

Es lebte einmal, in der Vorzeit, als jedoch die Menschheit bereits Rassen unterscheiden konnte, ausser den Ariern, Semiten, Chamiten und Chinesen in Asien ein Urvolk, das nach seinem Wohnort, dem Ural-Altagebirge ural-altaisches Volk genannt wurde.

Wie alle Völker zerfiel es mit der Zeit in immer neuere Völkergruppen. Die uralischen Völker trennten sich von den altaischen.

Vom uralischen Volksstamm rissen sich die Samojuden los. Das zurückgebliebene Volk nennen wir das finnisch-ugrische.

Dieses finnisch-ugrische Volk können wir Ungarn vom Standpunkt der Herkunftsbestimmung aus als den Grossvater der Familie betrachten.

Ob es nun tausend Jahre vor der Geburt Christi geschah, oder nur fünfhundert Jahre vorher, — wer könnte es heute mit Bestimmtheit sagen? — aber es kam, dass auch dieses Volk in zwei Stämme zerfiel. Die eine Hälfte zog vom Ural gegen Nordwesten, in der Richtung des

heutigen Finnland. Der grössere Teil dieser Völker, die Finnen, erreichten ihre heutige Heimat, doch blieben während der mehrere hundert Jahre dauernden Wanderung kleinere-grössere Völkergruppen zurück: die Votjaken, Zürjenen, später die Tscheremissen und Mordvinen. Die andere Hälfte des grossväterlichen Volkes aber blieb an ihrem Wohnort zurück.

Dies war das ugrische Volk, das sich „Manjsi“ nannte. Vergessen wir dieses fremdartig klingende Wort nicht, denn wir werden uns mit der Zeit damit befreunden und es aussprechen lernen.

Verglichen wir vorher das finnisch-ugrische Volk mit dem Grossvater, so können wir dieses mit Recht den Vater nennen. Das heisst eher Mutter, da wir unsere Muttersprache von ihnen erbten.

Es war ein stilles, friedfertiges Volk. Unweit von ihnen, im Süden standen die Nomadenvölker in ständigem Kampf einander gegenüber. Dieses Volk aber nahm an den Kämpfen nicht teil, sondern zog sich in die sumpfigen Urwälder zurück, wo es fischte und jagte.

Vielleicht würde es auch heute noch dort leben, wenn eines der kriegführenden Völker nicht von Südosten angeritten wäre. Es war wohl noch kriegslustiger, noch kampffroher als die übrigen. Trotzdem kam es nicht als Feind, d. h. wenn es auch anfangs mit feindseliger Gesinnung kam, versöhnte es sich bald. War das stille Volk der Wälder und Sümpfe die Mutter, so wurde das neuangekommene, kriegerische Reitervolk der Vater. Unser Vater. Denn aus der Vereinigung dieser beiden Völker entstammten in gerader Linie die Magyaren.

So anders dieses kriegerische Volk von Natur aus veranlagt war als die Waldbewohner, dennoch war es nicht fremd: denn es war ein Spross des ural-altaischen Urstammes, dem auch die Ahnen der friedlichen Waldbewohner angehörten.

Nachdem die Uralvölker abgezogen waren, wanderten die altaischen gegen China, wo sie sich trotz der harten Kämpfe gegen die Chinesen vermehrten. Sie lebten auf dem Gebiet der heutigen Mandschurei, und Mongolen, Mandschus und die türkischen Völker stammen von ihnen ab. Hört man von türkischen Völkern sprechen, so darf man natürlich nicht an die heutigen Türken, die späten Nachfolger jenes Stammes denken. Aus diesem türkischen Volksstamm gingen ausser den Vorfahren der Magyaren auch die Hunnen und später die Kumanen und Petscheneggen hervor.

Der Name-des kriegerischen Volkes, das unerwartet am Waldesrand auftauchte, ist unbekannt. Die Chinesen, die dieses Volk wegen der langwierigen Feindseligkeiten in ihren Aufzeichnungen öfter erwähnen, nennen es in ihrer eigenartigen Sprache „Ting-ling“.

Doch verweilte dieses herumstreifende Reitervolk nicht lange am Rande der nördlichen Wälder. Vielleicht nur so lange, bis es den östlichsten Teil des friedlichen Fischervolkes in sich aufzog, um dann weiterzustürmen, wie ein kampflustiger Bräutigam mit der geraubten Braut. Leider entführte es nicht das ganze Volk der Waldbewohner. Die Ostjaken und Vogulen blieben zurück um von allem Zeugnis abzulegen.

Dieses Volk brachte in die Ehe der Eltern der Urmagyaren Kraft und Lebensfähigkeit. Die Völkermischung hatte staunenswerte Folgen. Fast alle, den beiden anverwandten Völker gingen im Laufe der Jahrhunderte zugrunde oder siechten langsam dahin. Dieses Volk hingegen sollte es weit bringen: sich aus der asiatischen Urheimat herausreissend, drang es immer weiter nach Westen vor, bis dahin, wo wir, die späten Nachkommen noch heute leben.

Die Überlieferung bewahrte diese geschichtliche Tatsache in der Sage von „Hunor und Magyar“. Und woher wir wohl wissen, dass dies alles einmal in der Tat so geschah? Einfach aus der Sprache, die wir heute noch sprechen.

Wörter verraten viel, auch in der Geschichte. Sie geben kund, wie unsere Ahnen in den Sümpfen und Urwäldern lebten, bevor sie von dem tapferen Volke, das von Osten kam, nach Süden mitgerissen wurden. Die Tatsache, dass z. B. das primitive Volk der Vogulen die Wörter *ház* (Haus), *ágy* (Bett), *fazék* (Topf) auch heute noch fast so ausspricht, wie wir Ungarn, lässt darauf schliessen, dass unsere Wohnungen, Betten und Töpfe genau so gewesen sein mögen, wie die der Vogulen. Jedenfalls war das Leben damals äusserst einfach. Die gemeinsamen Ausdrücke: *keszeg* (Weissfisch), *sügér* (Barsch), *lúd* (Gans), *köles* (Hirse), *méz* (Honig), *eper* (Erdbeere), *bogyó* (Beere) bezeugen, dass auch die Nahrung nicht sehr abwechslungsreich war. Doch ergeben sich aus dem Fehlen vieler Wörter in der gemeinsamen Sprache und dem langsamen Hinzukommen anderer neuer Begriffe weitgehende Folgerungen. Aus dem Umstand, wo und wann ein neues Wort auftauchte und von wem wir es erlernten, können wir ganz genau darauf schliessen, mit welchem neuen Begriff wir bekannt wurden und wem wir unsere Bildung zu verdanken haben.

Vor allem lernten wir von diesem, mit den Hunnen verwandten Volke, das von Osten gekommen war. Denn es war nicht nur ein sehr tapferes, sondern auch ein kulturell hochstehendes Volk, galt doch damals China als der zivilisierteste Winkel der Erde; der gute Kämpfer aber eignete sich in erster Linie die Griffe, das Wissen und Können seines Gegners an.

Zweifellos sprachen die Urmagyaren auch in der heutigen Heimat noch zwei Sprachen. Doch vollzog sich mit der Zeit auch die Vereinigung der Sprachen, wobei die der Waldbewohner herrschend wurde. Das neue Volk drückte die Vereinigung auch in dem neuen Wort aus, womit es sich selbst benannte: zu dem Namen des friedlichen Fischervolkes „Manjzsi, Manjzs“ fügten sie das Wort „Eri“ hinzu, was in ihrer Sprache „Mann“ bedeutete. So entstand das Wort „Manseri“, d. h. Mann aus dem Stamme der „Manjzsi“, woraus später „Magyeri, Magyarai“ wurde. An vielen Orten sagte das Volk noch vor kurzem, wenn es nach seinem Volkstum befragt wurde: wir sind „Magyarier“.

Man stelle sich vor, wie schön sich die Gespräche, die rührenden Szenen beschreiben liessen, als unsere Ahnen ihre Gebrauchsgegenstände und Wörter miteinander tauschten. Wie müssen die Waldbewohner sich gewundert haben, als sie unter dem Hausrat der Ankömmlinge den Pflug erblickten. Oder die Sichel. Was macht man denn damit?

— Ernten.

— Was wohl?

— Weizen, Gerste. Dann binden wir es in Garben. Die Garben legen wir zusammen und bringen sie dann auf den Dreschplatz. Das Afterkorn werfen wir weg.

Diese Wörter gelangten damals in unsere Sprache. Bis dahin hatte das Fischervolk nichts von *búza* (Weizen), noch weniger von *aratás* (Ernte) etwas gehört, weder von *kéve* (Garbe), *szérű* (Tenne), *ocsú* (Afterkorn) u. a. m. Damals erlernte es sie. Es eignete sich nicht nur die Wörter, die Begriffe an, sondern auch das Ernten. Die Frauen erhielten Perlen — *gyöngy*, Ringe — *gyűrű*, Fingerhut — *gyűszű*, Trog — *teknő*, Krüge — *korsó* geschenkt und Kerzen — *gyertya* für das Zelt, sowie Samt — *bársony*, was damals Seide bedeutete. Die Geräte der Männer dagegen waren *balta* (Axt), *csákány* (Spitzhacke) und *bicska* (Schnappmesser). Sie lernten Brunnen — *kút* graben, und Tore — *kapu* schnitzen. Diese Wörter sprachen die türkischen Völker genau so aus, daher auch die Hunnen.

Doch erhielten die Waldbewohner nicht nur Arbeitsgeräte, sondern auch *kantár* (Zaum) und *kengyel* (Steigbügel) für das Reitpferd, sowie *harang* (Glocke), was damals allerdings eine Kupfertrommel bedeutete, auf der aller Wahrscheinlichkeit nach vor der Schlacht getrommelt wurde. Sie lernten kämpfen; jedenfalls müssen sie ein grosses Heer gehabt haben. Das Wort *tömény* (dicht, gedrängt) bedeutete in der Sprache eine Reiterschaar von zehntausend Mann. Damals wurden auch die Begriffe *bátor* (tapfer), *gyáva* (feig) und *bölcs* (weise) geläufig.

Das wichtigste aber, was sie erlernten, war die Organisation, das Zusammenhalten, das Gemeinschaftsleben. Sie lernten Gesetz (*törvény*), Frieden (*béke*), Buchstaben (*betű*) kennen, das Gute und Böse unterscheiden, wurden mit der Fessel (*bilincs*) vertraut, wussten, was der Dieb, damals *or* genannt, für seine Tat verdiente. Eine wunderbare Welt tat sich vor ihnen auf, und eine nie geahnte Entwicklung ging vor sich: ein gestaltloses Volk wurde zur Nation.

Dann brachen sie auf und zogen von Norden nach Süden und Westen, zu gewagten Unternehmungen bereit. Ihre Kraft lag in ihrer Einheit.

Wo sie herumkamen, erzählt uns wiederum die Sprache. *Alma* (Apfel), *dió* (Nuss), *körte* (Birne), *szőlő* (Weintraube), *bor* (Wein) kosteten sie wahrscheinlich weit unten im Süden, vielleicht an den sanften Abhängen des Kaukasus. Fast überall trafen sie auf verwandte Völker, die den männlichen Eris verwandt waren.

Zu dieser Zeit hausten von der chinesischen Mauer bis zum Schwarzen Meer die verschiedenen Stämme jenes Urvolkes, dem die Hunnen und Kumanen angehörten. Diese standen unter einander stets im Krieg, vertrieben einander gegenseitig von ihren Wohnplätzen, bis sich ein Fürst fand, der sie mit starker Hand vereinte und zu gemeinsamen Unternehmungen führte. Attila war es, der die verschiedenen altaischen Völker um das Jahr 450 n. Ch. zum ersten grossen Unternehmen zusammenschloss.

Diese altaischen Völker hatten eine ausserordentliche Fähigkeit zur Organisation, insbesondere zur Organisation von Heeren und Feldzügen. Im Heere Attilas waren die Hunnen eigentlich nur die Führer der verschiedenen Völker. Genau so stellten später die Tataren oder Mongolen die nomadisierenden Völker Asiens in ihre Schlachtenreihen. Dasselbe taten später auch die nach Ungarn hereinbrechenden Türken.

Auch die nach Süden ziehenden „Magyarier“ gehörten zu dem grossen hunnischen Reich. Ob sie wohl an Attilas europäischem Feldzug teilnahmen? Betraten sie wohl schon damals den Boden des heutigen Ungarns? Den volklichen Überlieferungen gemäss waren Hunnen und Magyaren ein und dasselbe Volk. Eigentlich waren es die Magyaren, die diese riesige Völkerflut ordneten und führten. Die jüngste wissenschaftliche Forschung weist bis jetzt nur so viel nach, dass der Stamm *Árpáds* hunnischen Ursprungs war und dass er selbst unmittelbar dem Geschlecht Attilas entstammte. Dies ist Tatsache.

Nach dem Tode Attilas verschwanden die Hunnen. Nicht nur aus Europa, auch aus Asien, als hätte sie die Erde verschlungen. Wäre es möglich, dass ein so mächtiges Volk plötzlich spurlos verschwindet? Es

ist kaum zu glauben, ja einfach unmöglich. Die Hunnen verschwanden nicht — stellte die Forschung fest —, bloss ihr Name. Das Volk erhielt, oder aber gab sich selbst einen anderen Namen. Es büsste auch nichts von seiner Macht ein. Denn nach dem Tode Attilas ging nur der westliche Teil des Reiches verloren, der östliche bestand weiter. Ja noch mehr: er wurde grösser und mächtiger.

Das zurückgedrängte Volk ersetzte die erlittenen Verluste durch die Einverleibung der verwandten altaischen Völker. Da aber im Reich bereits viele stammverwandte Völker vereint waren, wurde es nicht mehr nach den Hunnen benannt, vielmehr hiess es nach einem altaischen Urwort das Reich der „Gemengten“, d. h. der Bulgaren.

Die Sage berichtet, dass der Königssohn *Csaba* nach dem furchtbaren Bruderkampf der Hunnen einen Teil des Volkes über den himmlischen Weg der Milchstrasse nach der Urheimat zurückführte. Nach *Bálint Hóman* hiess der Königssohn *Csaba* eigentlich *Irnik*; er zog dem unteren Lauf der Donau folgend in das Gebiet der Wolga—Don—Dnjestr.

Fünfundsiebzig Jahre später regierte ein Nachkomme *Irniks*, *Muger* genannt, über die Hunnen und „Gemengten“. Die ungarischen Chroniken nennen den damaligen Fürsten der Urmagyaren mit demselben Namen wie das ungarische Volk: „Moger“.

Es ist mit Gewissheit anzunehmen, dass sich Chronik und wissenschaftliche Geschichtsschreibung auch in diesem Punkte treffen. Denn dass „Muger“, den die griechischen Historiker erwähnen und „Moger“, den die lateinischen Chronisten wahrscheinlich „magyar“ nennen wollten, dieselbe Person ist, wird durch nichts widerlegt.

Von hier an lassen sich die Ereignisse deutlich verfolgen: sie spielen sich vor den Augen der byzantinischen Historiker ab.

Die Erinnerung an Attilas Erbe lebte fort. Fürst *Kurt* aus dem Geschlecht der „Gyula“ (619—678) versuchte seinem Volke die frühere europäische Macht wiederzugewinnen. Er ging nach Byzanz, schloss mit dem Kaiser ein Bündnis, und liess sich sogar taufen. Sein Plan war, die Führung der in Ungarn lebenden stammverwandten Awaren zu übernehmen und sein Volk in das Gebiet zwischen Donau und Theiss zu führen.

Dies gelang nicht. Während der Fürst seinen Blick dem Westen zuwandte und mit dem Aufwand aller Kräfte an der Verwirklichung seines Planes arbeitete, erschienen die Kasaren, ein anderes kriegerisches Volk aus dem altaischen Stamme in seinem Rücken und eroberten mit Leichtigkeit das Land des zum Aufbruch bereiten Volkes. Ein Sohn *Kurts*, der von dem Plan nach Westen zu ziehen nicht lassen

konnte, wanderte mit Genehmigung des byzantinischen Kaisers mit einem Teil der „Gemengten“ auf den Balkan und gründete, nachdem er das Land der dort lebenden Slawen erobert und ihre Sprache übernommen hatte, das heutige Bulgarien.

Der andere Teil des Volkes stand von einer Wanderung nach Europa ab, wandte sich gegen Nordosten und versuchte am Laufe der Wolga eine Heimat zu finden. Von diesem wissen wir nichts. Wahrscheinlich waren es seine Nachkommen, mit denen der Mönch *Julian* unmittelbar vor dem Einbruch der Mongolen ungarisch sprach. Vielleicht fielen auch sie diesen zum Opfer.

Der andere Sohn Kurts wurde mit den Kasaren einig und lebte mit dem grössten Teil des Volkes mehr als zweihundert Jahre im Reiche dieser. Man nannte diesen Volksteil lange auch Kasaren. Doch sollte die Welt bald seinen eigenen Namen kennen lernen. Mit dem Verfall des Kasarenreiches wird das bereits selbständig organisierte Volk der Magyaren immer stärker. Es lässt immer mehr von sich hören. Auch die Magyaren streben nach dem Erbe Attilas und fallen in Europa ein. Im Jahre 839 erreichen sie das heutige Ungarn.

Die Lage des Kasarenreiches gestaltete sich immer ungünstiger. Denn nun wurde es selbst von einem anderen, gleichfalls aus dem Osten kommenden Kriegervolk, von den Petscheneggen bedroht. Der Kasarenfürst konnte sein Land nicht verteidigen.

Die Magyaren hatten offenbar weder Lust, noch fühlten sie sich stark genug, den Kampf mit den Petscheneggen aufzunehmen. Unbefriedigt mit den Zuständen im Kasarenreich, brachen sie mit drei aufständischen Stämmen der Kabaren von den Ufern des Meotis auf und übersiedelten ins Etelköz. Dieses können wir eigentlich nur als eine Haltestelle ihrer Wanderungen betrachten. Das aus den beiden Stämmen zusammengeschmolzene, durch verwandte Volksstämme gestärkte Volk wurde allmählich zur einheitlichen, bewussten Nation.

Schliesslich fand es unter der Führung Árpáds die heiss ersehnte, in den Rühmungen Attilas nur zu oft erwähnte Heimat jenseits der Karpaten.

DER SCHLÜSSEL SIEBENBÜRGENS

VON ANDREAS VON HLATKY

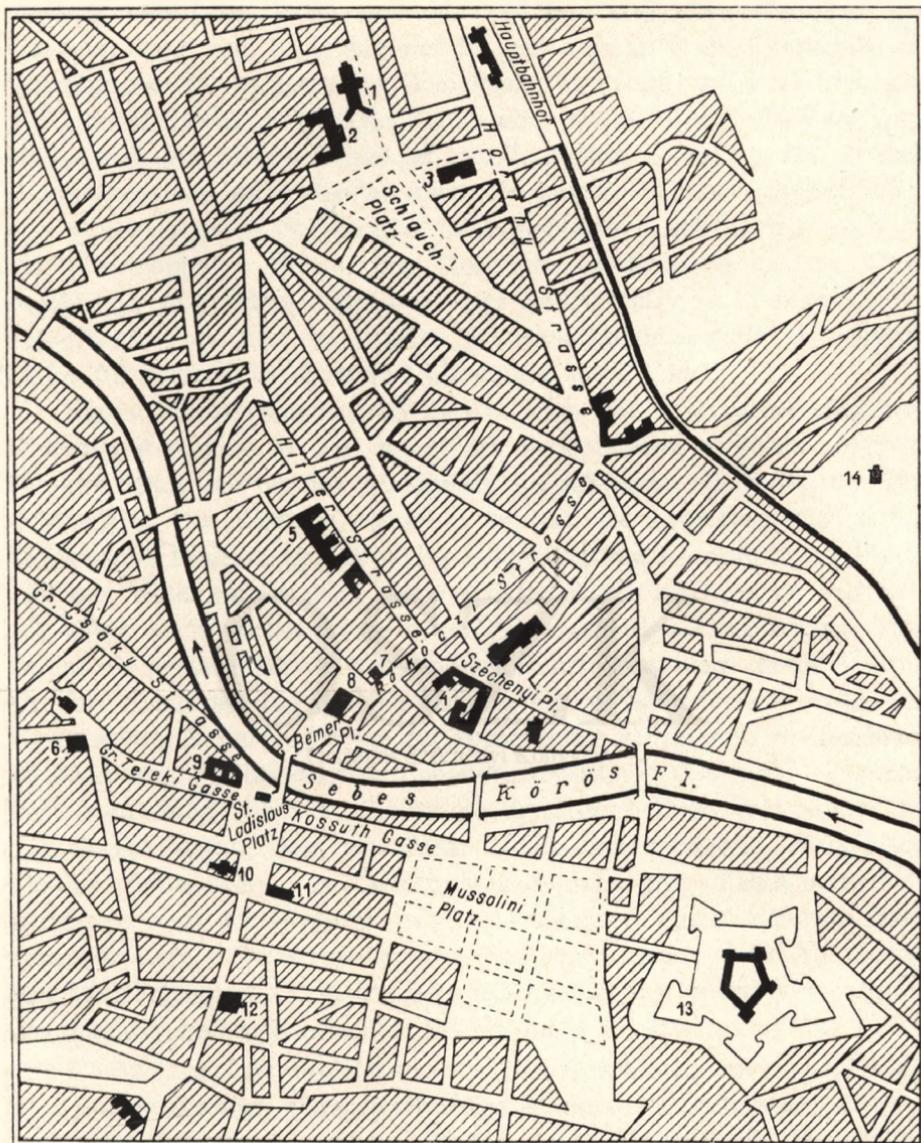
Nagyvárad (Grosswardein), die Residenz des grossen Komitates Bihar, liegt am Ostrand der ungarischen Tiefebene und ist der Schlüssel, gleichsam das Einfallstor zu Siebenbürgen. Nach alten lateinischen Urkunden trägt die Stadt den Namen *Magnum-Varadinum*, zu deutsch *Gross-Wardein* (oder *Gross-Warttein*), italienisch *Grand Varadino*. Nach der Abtrennung der alten ungarischen Stadt vom ungarischen Hoheitsgebiet durch das Gewaltdiktat von Trianon, musste sie zunächst den Namen *Oradea-Mare*, später *Oradea* tragen; beide Fassungen sind rumänisch.

Die Stadt wird vom Fluss Sebes-Körös durchquert. Er stürmt, Steine mitreissend, von den siebenbürgischen Bergen zur Stadt nieder und erreicht unter ihrem Weichbild die ungarische Tiefebene. Hier setzt er seinen Lauf in langsamerem Tempo, gleichsam gezähmt, fort, sein steiniges Bett versandet und wird bald schlammig. An der rechten Seite, am Fusse der Berge und Hügel voll Obstbäume und Weinstöcke liegt die eine Hälfte der Stadt. Auf der linken Flußseite beginnt die weite ungarische Tiefebene, auf dieser Seite liegt die Stadt fast auf der gleichen Ebene.

In Nagyvárad (Grosswardein) treffen sich zwei Welten: die Gebirgswelt Siebenbürgens und die der ungarischen Tiefebene. Hier endet, bzw. nimmt Gebirgswelt und Tiefebene ihren Anfang. Kommen wir von Westen her und verlassen die Stadt gegen Osten, so begegnen wir bald Fuhrwerken, die von den Bergstrassen kommen; sie sind mit kennzeichnenden kleinen, zähen Pferden bespannt. Und man begegnet schwarzen Büffeln, die ihr Joch ungeschlacht schleppen oder träge weiden. Hier erheben sich die Berge mit ihrer eigenen Fauna und Flora. hier beginnen die Bergwerke und Waldungen, die romantischen Täler. Kommt man aber von Osten her, so hat man die Ebene mit ihren Urbewohnern und schaffenden Bauern vor uns.

Das Tal des Flusses Sebes-Körös war besonders in der Vergangenheit, ist aber auch heute noch der Weg nach und von Siebenbürgen. Ja, ein Schlüssel war diese Stadt, daher nennt sie sich das Tor Siebenbürgens. Es versteht sich nur von selbst, dass dieses Tor von äusserster

STADTPLAN VON NAGYVÁRAD (GROSSWARDEIN)



- | | |
|---|---|
| 1. Katedrale | 8. Theater |
| 2. Bischofspalais | 9. Rathaus |
| 3. Museum | 10. Griech.-kath. rumänische
bischöfliche Kirche |
| 4. Komitatsbaus | 11. Griech.-orient. Hauptkirche |
| 5. Ordensbaus und Gymnasium
der Premonstratenser | 12. Städtische Bibliothek |
| 6. Alte reformierte Kirche | 13. Festung |
| 7. Ursulimnenkloster | 14. Kalvarienberg |

ADRIANUS DE ROSTRATA

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

Wichtigkeit befestigt werden musste. Es kann, geschichtlich und geographisch betrachtet, nicht Wunder nehmen, dass an dieser Stelle eine Festung, eine feste Burg erstand. Seitdem aber Nagyvárad (Grosswardein) Stadt und Burg zugleich ist, teilte sie in ihrer Geschichte alle Wandlungen des ungarischen Schicksals, in Freud und Leid treu und fest zum Mutterlande haltend. Dabei aber wurde dieser Stadt ein ganz eignes und besonderes Schicksal zuteil, indem sie neben den grossen Ereignissen des Mutterlandes auch die geschichtlichen Begebenheiten und schicksalhaften Wendungen in Siebenbürgen, schliesslich auch die oft katastrophalen Krisen des Tieflandes miterleben musste. Diese prachtvolle ungarische Stadt war stets bereit, Opfer zu bringen für das ungarische Volk und in engster Schicksalsgemeinschaft mit diesem Opfer für ganz Europa, seine Völker und seine Kultur.

Nagyvárad (Grosswardein) gehört auch von kriegsgeschichtlichem Gesichtspunkt aus zu den besonders bedeutsamen Städten Ungarns. Die alte Stadt war oft der Schauplatz von schweren Kämpfen und Verwüstungen. Die Festung selbst — obwohl sie ihre militärische und strategische Bedeutung fast völlig eingebüsst hat — nimmt im Weichbild der Stadt immer noch einen grossen Raum ein und ist vielleicht von allen noch vorhandenen alten Festungen des europäischen Tieflandes die grösste. Neben der geographischen Lage kam dieser Festung an der Ausgestaltung des Stadtbildes ein entscheidender Anteil zu. Wahrscheinlich wurde sie an der Stelle eines militärischen Standortes im Altertum, — vielleicht an der eines römischen Castrums — erbaut; man hielt dabei die vorteilhafte geographische Lage vor Augen, die sich daraus ergab, dass an dieser Stelle das reissende Wasser des Flusses Sebes-Körös in Gabelungen dahinströmt; dieses natürliche Hindernis kam der Festung zugute. Ausserdem fliesst hier ein Bach, eine Art kleiner Golfstrom, dessen Wasser warm ist, selbst bei strengster Wintertemperatur nicht einfriert und daher für die Verteidigung der Festung stets von erhöhter Bedeutung war.

König *Ladislaus der Heilige* aus dem Geschlecht der Arpaden, der im 11. Jahrhundert lebte, machte die Stadt zum Bischofssitz. Er liess sich hier begraben. Legenden halten seine überragende Persönlichkeit fest. Legenden berichten davon, wie sein Leichenkondukt, nur von seiner inneren Stimme geleitet, den Weg gleichsam durch magische Kraft nach Nagyvárad (Grosswardein) nahm. So empfingen Festung und Stadt ihren Namen von Ladislaus dem Heiligen. Das Andenken des grossen Königs lebt auch heute noch fort, obwohl die prachtvolle Kathedrale, in der sich sein Grab befand, schon vor Jahrhunderten vernichtet wurde. Auch von seinem Grabmal blieb kein Stein erhalten,

und von den Gebeinen des Königs wurden nur geringe Reste in einigen Städten Ungarns als heilige Reliquien aufbewahrt. Auch in unsere Stadt kam erst lange Jahrzehnte nach der Türkenherrschaft ein kleiner Teil des Schädelknochens zurück, der in Győr (Raab) aufbewahrt wird. Ein Opfer der Zeit wurde auch der Stolz und schönste Schmuck der alten Festung, das Reiterstandbild des Heiligen Ladislaus, das — ein Meisterwerk der Brüder *Martin* und *Georg Kolozsvári* — im Jahre 1390 errichtet wurde. Für seinen hohen künstlerischen Wert zeugt der Umstand, dass es das Werk derselben Künstler ist, deren Name durch die Sankt Georg-Statue in Prag weltberühmt wurde. Das Bronzematerial des Standbildes wurde von den Türken fortgeschleppt. Allein weder die Verheerungen von Türken und Tataren, noch der Umstand, dass die Stadt durch das Gewaltdiktat von Trianon von Ungarn abgetrennt wurde, konnten der Verehrung Ladislaus des Heiligen Abbruch tun. Das Grab des Heiligen Königs war einst eine Wahlfahrtstätte, die selbst von Königen oft besucht wurde. Könige, Königinnen und ihre Angehörigen liessen sich hier beisetzen. So König *Stephan II.* aus dem Arpadenhouse, später, 1319. Königin *Beatrice von Luxemburg*, die Gattin des Ungarnkönigs *Karl von Anjou*; später wurde auch die Enkelin dieses Herrschers, Königin *Maria*, sowie ihr Gatte Kaiser und König *Sigismund* hier bestattet. Dieser führte als deutsch-römischer Kaiser den Polenkönig *Wladislaw von Jagello* wahrscheinlich 1412 zum Grabe Ladislaus des Heiligen in unsere Stadt. Sie ist auch heute die Stadt des Heiligen Königs. Der Hauptplatz, mehrere Kirchen, Altarbilder und Statuen verkünden seinen Namen. Wohl liessen die Rumänen seine Statue in den Vorraum der von der inneren Stadt ferner liegenden Kathedrale übersetzen, doch trug dies nur zur Vertiefung seiner Verehrung bei.

Das erste grosse Opfer musste die Stadt im Jahre 1242 bringen, als sie von den Mongolen völlig verwüstet wurde. Der aus Südrussland stammende Domherr von Nagyvárad (Grosswardein) *Rogierius*, später Erzbischof von Spalato, schildert in seinem *Carmen miserabile* die Verheerung der Mongolen ausführlich. Die Stadt musste von Grund aus neu aufgebaut werden. Sie wurde nach ihrer Wiederherstellung ein Mittelpunkt des Humanismus, der hervorragende Vertreter von Wissenschaft, Dichtung und Kunst aus aller Herren Länder anzog. Der gewaltige Aufschwung der Stadt knüpft sich zunächst an die Regierung der Könige aus dem Hause Anjou, ferner Sigismunds und vor allem *Matthias Corvinus*. Leider wurde die Weiterentwicklung durch die tragische Niederlage bei Mohács im Jahre 1526 und die ihr

folgende Türkenherrschaft jäh abgebrochen. Im Osten erstand der Eigenstaat Siebenbürgen, in den südlichen Marken herrschten die türkischen Machthaber, der Westen und Norden blieb unter dem Hause Habsburg: auf diese Weise wurde das Land mit stets wechselnden Grenzen in drei Teile gegliedert. Der einst so berühmte Hof der Bischöfe von Nagyvárad (Grosswardein) gehört längst der Vergangenheit an, und zehrt vom alten Ruhm ohne Neues hervorzubringen. Von 1556 steht die Stadt unter der Herrschaft der Fürsten von Siebenbürgen, bis sie 1660 die Türken in Besitz nehmen und zum Sitz eines Paschas machen.

Die Chroniken aus dieser Zeit betrauern das Schicksal der Stadt des Heiligen Ladislaus. Im Jahre 1692 gelingt es endlich den kaiserlich-königlichen Truppen das durch die lange Belagerung völlig zermürbte Nagyvárad (Grosswardein) zu entsetzen, doch bestand die einst so prachtvolle Kulturstadt damals kaum aus einigen Häusern und zeigte stark orientalisches Gepräge.

Die Stadt musste nun zum zweiten Mal neu gegründet und erbaut werden! Von dem, was vernichtet wurde und verloren ging, kann man sich nur dann eine richtige Vorstellung machen, wenn man bedenkt, dass die inneren Wirren und Religionskriege schon vor dem erfolgreichen Ansturm der Türken schwere, nie gutzumachende Schäden herbeigeführt hatten. Allein die im Jahre 1692 freigewordene Stadt blühte nun unerwartet und wie ein ungeahntes Wunder auf, wurde stark und kräftig, fest in sich, gross und schön. Die Krise der französischen Revolution, der Freiheitskrieg von 1848—1849 und die danach folgende politische Unterdrückung brachten nur geringfügigere und unbedeutendere Störungen. Um die Wende des 20. Jahrhunderts stand Nagyvárad (Grosswardein) als eine Stadt von grosser wirtschaftlicher Bedeutung und als wichtiger kultureller Mittelpunkt da.

Die Einwohner der Stadt beteiligten sich am Weltkrieg 1914—1918 unter den denkbar grössten Opfern und Verlusten in heldenhafter Weise. Nach dem verlorenen Krieg wurde ihr Schicksal durch das Gewaltdiktat von Trianon besiegelt: sie wurde Rumänien angegliedert. Die Rumänenherrschaft dauerte volle einundzwanzig Jahre; in dieser Zeit standen Handel und Gewerbe der Stadt still, die Produktionsziffern sanken, und obwohl die Einwohnerzahl einen Zuwachs aufweist, erhöhte dieser nur die Zahl der Kleinbürger und des Proletariats in den Randgebieten. Die Machthaber konnten anscheinend der Dauer ihrer Herrschaft nicht vertrauen und vernachlässigten daher die Stadt sehr. Alle nennenswerten Kommunalbauten wurden eingestellt.

Der Wiener Schiedsspruch der Achsenmächte führte die Stadt wieder zu Ungarn zurück. Am 6. September 1940 zogen die ungarischen Truppen in die Stadt ein.

So musste die Stadt wieder, nun zum dritten Mal, neugeordnet werden. Vieles gab es nachzuholen um jenen Städten nachzukommen, ihren Stand zu erreichen, die nicht unter Fremdherrschaft gekommen waren. So hat die Stadt, die auch heute eine Grenzstadt ist, schwierige und verwickelte Probleme zu lösen.

Vor allem die auch in ihrer Geschichte wandlungsreiche Volks-tumsfrage. Stadtmitte, Festung und ihre Umgebung waren ursprünglich der Sitz des Ungartums. An der Peripherie der Stadt liessen sich die andern Volksgruppen nieder. In dem rechten Stadtteil errichteten im 12. Jahrhundert die aus Frankreich eingewanderten Wallonen ihre Häuser. Im Stadtteil, der noch heute Velence genannt wird, an den Gabelungen des Flusses Körös, siedelten sich italienische Kolonisten an. Ihre Siedlung verschwand spurlos. Im 16. Jahrhundert war Nagy-várad (Grosswardein) eine in jeder Hinsicht und in jeder Richtung einheitliche ungarische Stadt.

Nach den 32 Jahren türkischer Verwüstung und Plünderung verschwand alles Türkische spurlos, trotzdem allgemein an die ewige Herrschaft der Türken geglaubt wurde. Der türkische Druck drängte vom Balkan die serbischen und rumänischen Volksbestände nach Ungarn und Siebenbürgen. Anderthalb Jahrhunderte hindurch, bis 1692 stand das traurige Schicksal der Stadt bis an die Grenze der Vernichtung im Zeichen der militärischen Angriffe der Türken, der Gegenaktionen der kaiserlichen und königlichen Truppen, der verwickelten Kriegstaktik siebenbürgischer Fürsten und der ununterbrochenen Vorstösse der Serben und Rumänen.

Seit 1692 wird die Stadt wieder von nationalen Minderheiten bewohnt. Die Deutschen kamen aus ihrer Urheimat als Gewerbetreibende und Kaufleute, doch fanden viele von ihnen den Weg nach Nagyvárad (Grosswardein), auch aus der ungarischen Neuheimat. Ausserdem gibt es unter den deutschen Familien auch solche, deren Ahnen als Soldaten nach Ungarn kamen und sich hier einheirateten. Gering ist die Zahl der Bulgaren, die Küchengartenwirtschaft betreiben. Dagegen erhöhte sich die Zahl des Judentums im 20. Jahrhundert bedeutend, und namentlich während des Weltkrieges wanderten zahlreiche Juden aus Galizien und aus der Bukowina ein; diese Einwanderung setzte sich in der Rumänenzeit vom Balkan her fort. Die Zurückdrängung des Judentums wird planmässig durchgeführt. Die Rumänen teilen sich konfessionell in griechisch-katholische und griechisch-orientalische. Die

früher hier eingewanderten Serben gingen aus konfessionellen Gründen im Rumänentum auf.

Die Ungarn, die grosse Mehrheit der Bevölkerung, gliedern sich konfessionell in Katholiken, Reformierte und Evangelische A. B. Die Reformierten sind fast ausschliesslich Ungarn. Auch aus der Gliederung in Volksgruppen und Konfessionen ergeben sich zahlreiche Probleme.

Allein die Stadt scheut die Lösung dieser keineswegs; sie schöpft Kraft aus ihrer Vergangenheit, in der es neben schweren Plagen auch grosse Erfolge, Leistungen, glänzende Namen und leuchtende Beispiele gibt. Auf diese blickt die heutige Stadt, aus diesen schöpft sie Kraft. Sie liebt es auch, auf die Vergangenheit zu blicken. Oft gedenkt sie der grossen Bischöfe in alter und neuer Zeit, in deren Reihe neben den Ungarn auch Söhne fremder Länder und fremder Völker zu finden sind. Wir erwähnen den Wallonen Bischof *Leodvin*, den Engländer *Aelfvin*, der im Jahre 1189 Bischof von Nagyvárad (Grosswardein) wurde; auf einem Hügel bei der Stadt wurde zu seiner Zeit das Schloss des deutschen Johanniterordens erbaut. Stolz ist die Stadt auf den aus Florenz stammenden Bischof *Andrea Scolari*, in dessen Palais Kaiser und König Sigismund und der Polenkönig Wladislaw von Jagello gemeinsam zu Gast waren, als sie zum Grab des Heiligen Ladislaus pilgerten. Auch Bischof *Joannes de Dominis* war Italiener und kam aus Kroatien, wo er vorher Bischof von Zengg war. Sein Schicksal wurde im Jahre 1443 durch die Tragödie der Kathedrale gleichsam vorgezeichnet. Der Turm stürzte ein und einen Monat später begab sich der Bischof in die Schlacht, die bei Warna mit einer katastrophalen Niederlage endete. Er stand an der Spitze der königlichen Truppen, die mit König Wladislaw vollkommen aufgerieben wurden und fiel im Gefecht.

Sein Nachfolger war Johann *Vitéz*. Unter seiner Leitung entfaltete sich die bischöfliche Residenz vielleicht zum bedeutendsten wissenschaftlichen Mittelpunkt. Die Sternwarte verkündet den Ruhm des Wiener Gelehrten *Georg Peuerbach*, der hier auf Grund des Meridians von Nagyvárad (Grosswardein) bedeutsame Berechnungen, seine „Tabellen“ ausführte. Die Exemplare der bischöflichen Bibliothek liess zu dieser Zeit *Aeneas Sylvius*, der humanistische Bischof von Krakau abschreiben, jener Gelehrte, der später als *Pius II.* Papst wurde. Johann *Vitéz* selbst wurde im Jahre 1465 Fürstprimas von Ungarn.

Bischof der Stadt war auch der aus der kroatisch-dalmatinischen Familie *Utjeszenovics* stammende Paulinermönch *Georg*, den man nach dem Namen seiner zur Italienerin gewordenen Mutter auch *Martinuzzi* nannte. Sein politischer Einfluss und seine diplomatischen Bemühun-

gen brachten im Jahre 1538, zur Zeit der Spaltung des Landes zwischen *Ferdinand von Habsburg* und *Johann von Zápolya* den Friedensschluss von Nagyvárad (Grosswardein) zustande. Georg Martiniuzzi erhielt später die Würde eines Kardinals und wurde von seinen Widersachern im Jahre 1551 ermordet. Nach ihm erreichte der Einfluss der siebenbürgischen Fürsten seinen Höhepunkt, wurde fast ausschliesslich, und die Macht der Bischöfe sank immer mehr.

Auch der Name des nach der Türkenherrschaft zuerst eingesetzten Bischofs Augustin *Benkovich* sei erwähnt, der in der völlig vernichteten Stadt das auch heute noch bestehende Kirchlein mit dem Holzturm als „Kathedrale“ erbauen liess. Das Andenken des Bischofs Arnold *Ipolyi* wird teils durch seine wissenschaftlichen Werke, teils durch seine hervorragenden Kunstsammlungen erhalten. *Janus Pannonius*, der humanistische Dichter von europäischem Ruf, später Bischof von Pécs (Fünfkirchen), war Domherr von Nagyvárad (Grosswardein). In seinen lateinisch verfassten Gedichten verherrlicht er die Stadt als Heimstätte der Kunst und Bildung. Kardinal Peter *Pázmány*, der gewaltige Kirchenfürst der Barockzeit, Schriftsteller und Kanzelredner war ein Sohn der Stadt.

Allein nicht nur in der Vergangenheit, auch in unserer Zeit ist die katholische Geistlichkeit und das Domkapitel für die Stadt von besonderer Bedeutung. Die heutige Kathedrale steht nicht in der Burg, sondern auf dem westlichen Hügel des rechtsseitigen Stadtteiles und ist ein Bau, der den Regeln römischer Kirchenbaukunst folgt. Diese Kathedrale wurde vom italienischen Baumeister *Ricca* und dem Wiener Architekten *Hillebrandt* erbaut und legt Zeugnis von ihrer grossen Planungskunst ab. Die Altarbilder des Wiener Meisters *Vinzenz Fischer* und Fresken *Franz Stornos* schmücken die Wände. Das Bischofspalais ist eine der schönsten Schöpfungen ungarischer Barockkunst. Bei ihrem Bau, wie Jahrhunderte früher bei der Errichtung der Burgmauern und der Burgkirche, wirkten gleichfalls italienische Steinmetze und Bildhauer mit. Die Häuserreihe der Domherren mit dem langen Säulengang wird auch vielfach bewundert. Auch die Kirchen des 18. und 19. Jahrhunderts sind im Barockstil erbaut. Erwähnenswert ist, dass die kirchlichen Bauten der griechisch-katholischen und orthodoxen Rumänen aus dem 18. und 19. Jahrhundert ebenfalls in mitteleuropäischem Stil gehalten sind; erst in der Rumänenzeit wurden einige Kirchen und Privathäuser gebaut, deren Stil kennzeichnend rumänisch ist und auf den Balkan weist.

Eine schmerzvolle Erinnerung bleibt wohl für die Stadt die Zeit der Religionskriege, die eine Spaltung des Ungartums mit sich brach-

ten, doch hatte auch Nagyvárad (Grosswardein) Teil an den Erfolgen und Schöpfungen der ungarischen Reformation, auf die sich die Nachwelt mit gutem Recht berufen darf. Die Reformierten unterhielten unmittelbare Beziehungen zu dem Genf Kalvins; in ihrem Kolleg in Nagyvárad (Grosswardein) lehrten sie die Jugend nach westeuropäischem Vorbild und als das Institut im Jahre 1660 vor den Türken nach Debrecen übersiedeln musste, führten die Lehrer, Geistlichen und Studenten unserer Stadt dem Kolleg in Debrecen nicht nur zahlenmässig, sondern auch geistig bedeutsame Kräfte zu. Auch darauf ist die Stadt stolz, dass in ihr fruchtbare Religionsdiskussionen ausgetragen wurden und dass die Bücher der Stadt das Schrifttum der Reformation und Gegenreformation in hohem Masse bereicherten.

Unsere Stadt war eine der ältesten Heimstätten ungarischer Buchdruckerkunst. Unter den Buchdruckermeistern finden wir auch Deutsche und Polen. Die auch heute blühende Buchdruckerkunst versorgt den Pressedienst von vier Tageszeitungen.

Auch den grossen Fürsten Siebenbürgens stand unsere Stadt nahe. In ihrer Geschichte begegnen wir den Namen *Bocskay*, *Bethlen*, *Rákóczi* und *Báthory*. Der eine lebte in der Stadt, der andre wurde hier geboren, der dritte starb hier in der Schlacht, von der Waffe des Feindes getroffen.

Doch ebenso stolz ist diese alte Stadt auch darauf, dass sie bedeutensamen Dichtern Anregungen geben konnte. Wir nennen hier nur den Namen des grössten ungarischen Dichters in unserem Jahrhundert, *Andreas Ady*, der eine Zeit in Nagyvárad (Grosswardein) lebte. Unter seiner Führung wurde hier die literarische Bewegung *A Holnap* („Morgen“) ins Leben gerufen, die für die Entwicklung der neuen ungarischen Dichtung von besonderer Bedeutung war.

Alle kulturellen Bestrebungen fanden in unserer Stadt stets Beachtung und Verständnis. Neben zahlreichen Privatbibliotheken finden sich hier mehrere grosse städtische Bibliotheken. Die Archive des Bistums, des Domkapitels, des Komitats und der Stadt bergen wertvolles wissenschaftliches und historisches Material. Das städtische Museum ist Eigentum einer Privatgesellschaft und enthält eine stattliche Sammlung von historischen Denkmälern. Wissenschaftlich interessierte Gesellschaften und literarisches Leben findet man in unserer Stadt heute ebenso wie in der Vergangenheit.

Auch auf dem Gebiete des Handels und der Industrie gab es in der Stadt vor der Rumänenzeit ein blühendes Leben und nach dem Stillstand zeigt die Stadt trotz der durch den Krieg sich ergebenden Schwierigkeiten neuen und erfreulichen Aufschwung. Den lebhaften

Verkehr erklärt zunächst der Umstand, dass die Stadt im Treffpunkt bedeutender Strassen liegt. Hier treffen sich die Strassen- und Eisenbahnlinien Budapest—Kolozsvár (Klausenburg) von Westen nach Osten, und die Debrecen—Szeged von Norden nach Süden. Von Nagyvárad (Grosswardein) laufen Züge in acht Richtungen aus. Die neunte Linie, die nach Belényes, wird durch die Grenzsperré gestört. Auch besitzt die Stadt einen Flugplatz und hat dadurch die Möglichkeit des Flugverkehrs. Ausser dem Hauptbahnhof gibt es noch zwei andere Bahnhöfe, die zunächst der Abwicklung des Frachtverkehrs dienen. In der Stadt selbst gibt es eine Strassenbahn und nach den Gemeinden und Dörfern, mit denen keine Eisenbahnverbindung besteht, Autobusverkehr.

Die Bedeutung der Stadt wird auch durch die Tatsache erhöht, dass sie, wie immer, auch heute zahlreiches Militär beherbergt. Die Festung war früher vor allem Standort der Infanterie. Die anderen Waffengattungen wurden in den Kasernen der Stadt untergebracht. In der ehemaligen Kadettenschule werden heute Offiziere der Artillerie herangebildet.

Den Bildungsbedürfnissen wird durch drei Knaben-, zwei Mädchen-Gymnasien, Handelsschulen, mehrere Fachschulen und zahlreiche Volksschulen Rechnung getragen. Die Reihe der Bildungsanstalten wird durch Gesellschaften, Vereine, fünf Filmtheater und ein sehr hübsches Theater ergänzt, wozu noch die Levente-Heime kommen. Die Gesundheitsanstalten der fast 95.000 Einwohner zählenden Stadt erwiesen sich als ungenügend; daher schreitet der Ausbau dieser nun planmässig fort. In einer Entfernung von sieben Kilometern befinden sich zwei Bäder von starker Heilkraft mit heissen Quellen.

Die Plätze der Stadt sind eher unregelmässig als regelmässig zu nennen; auch unter den Strassen gibt es wenige, die geradlinig und lang sind. Dennoch bietet die Stadt einen äusserst angenehmen Anblick; der Fremde befreundet sich mit ihr sehr rasch und gewinnt sie lieb. Wer der Stadt ein wenig mehr Zeit widmet, bleibt ihr immer treu. Im Vergleich mit anderen ungarischen Provinzstädten ist Nagyvárad (Grosswardein) dicht bevölkert und zwar auf einer verhältnismässig kleineren Ebene. Dies erklärt auch das bewegte Leben der Stadt, und bestimmt ihre lebenswürdige, angenehme Stimmung. Selbst in der Rumänenzeit, als sich das Zahlenverhältnis der Einwohnerschaft durch starken Zuzug von rumänischen Beamten und Militär auf Kosten des Ungartums erheblich zugunsten des Rumänentums verschob, betrug der Anteil der ungarischen Bevölkerung 51·6 v. H., obwohl die Durchführung der Volkszählung das Ungartum keineswegs begünstigte.



Nagyvárad (Grosswardein) gegen Ende des 16. Jh.s



Festung und Stadt in der Türkenzeit

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



Katedrális

Országos Széchényi Könyvtár



Säulengang der Domberrenhäuser



Festungshof, Gegenwartsbild

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



Bischofspalais von Hillebrandt

OSZK



Rathaus an dem Sebes-Körös

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

Heute bilden Juden rund 22 v. H. der Einwohner. Viel geringer ist die Zahl der in der Stadt verbliebenen Rumänen, während die der Deutschen nicht 1 v. H. erreicht.

Das gesellschaftliche Leben ist bestrebt, im Zeichen der Befriedung und Verständigung zwischen den verschiedenen Konfessionen und Volksgruppen Brücken zu schlagen, um in der christlichen Einwohnerschaft eine ruhige Atmosphäre zu schaffen und dadurch die friedliche Aufbauarbeit zu fördern. Mit besonderem Interesse wendet man sich den deutschen und italienischen kulturellen Bestrebungen zu. Durch Errichtung eines entsprechenden Gebäudes ermöglichte die Stadt die Tätigkeit des *Deutschen Kulturinstitutes* und des *Istituto Italiano di Cultura*.

Mit unvergänglichem Dank denkt das Ungartum an die befreundeten Grossmächte, die ihm durch den Wiener Schiedsspruch Gerechtigkeit widerfahren liessen und die alte ungarische Stadt dem Mutterlande zusprachen. Eine wichtige Strasse, in der sich zwei höhere Schulen befinden, trägt nun den Namen des Führers des Deutschen Reiches, ein Platz den des Duce. Auch die Namen *von Ribbentrop* und *Graf Ciano* wurden auf gleiche Weise verewigt.

Blicken wir von dem Kalvarienhügel auf die sich friedlich und lebhaft entwickelnde Stadt herab, so dürfen wir vertrauensvoll darauf schliessen, dass sie bald wieder ihre gebührende Stellung in dem Leben Ungarns einnehmen und dadurch dem erneuten Europa dienen wird.

Nagyvárad (Grosswardein) feiert im Jahre 1942 ein dreifaches Jubiläum: es sind 250 Jahre, dass die furchtbare Türkenherrschaft ihr Ende fand, 600 Jahre, dass *Ladislaus der Grosse* aus dem Hause Anjou zum Grab des Heiligen Ladislaus seine erste Pilgerfahrt unternahm, und 750 Jahre, dass der Schutzheilige der Stadt, der Heilige Ladislaus aus dem Arpadengeschlecht heiliggesprochen wurde.

SIEBENBÜRGISCH-UNGARISCHE SCHAUSPIELKUNST

VON JOLANTHA PUKÁNSZKY-KÁDÁR

Die ungarische Schauspielkunst beginnt ihre Laufbahn in Siebenbürgen. Es ist kein Zufall, dass ein Siebenbürger, Georg *Felvinczi* 1696 zum ersten Male daran dachte, öffentliche theatralische Aufführungen in ungarischer Sprache zu halten. In Ungarn bestand das Theater selbst im 18. Jahrhundert noch überwiegend aus gelegentlichen dilettantischen Unternehmungen prunkliebender Aristokraten, in dem glänzenden Barockrahmen der Schlösser der Familien *Batthyány*, *Esterházy*, *Erdődy* und *Károlyi*. Der Gedanke eines ungarischen Schauspiels in Siebenbürgen entstand in der Seele eines einfachen Schullehrers und sein erstes Publikum war das Volk in eigentlichem Sinne.

Kein Zufall und mehr als Symbol, weist *Felvinczi*s Unternehmen auf tiefliegende Neigungen der siebenbürgisch-ungarischen Volksseele hin. Die Einbildungskraft des nach Wien verschlagenen Schulmeisters von *Torockó* wurde von dem Prunk des Wiener Barocktheaters tief ergriffen. Manche Ungarn gerieten in den Bann des damals in Blüte stehenden Barocktheaters, dem in dem Wiener Leben eine bedeutsame Stellung zukam. Bei *Felvinczi* fielen die Eindrücke auf fruchtbaren Boden; die Möglichkeit eines siebenbürgisch-ungarischen Schauspiels keimte in seiner Seele auf. Die Erinnerungen an die Schulaufführungen in der Unitarierschule von *Kolozsvár* (Klausenburg), an denen er mitwirkte, halfen ihm dabei; der Haupthebel aber war der in der siebenbürgischen, besonders aber in der *Szekler* Volksseele tief wurzelnde Spieltrieb.

Der Ungar der grossen Ebene verachtet — wie fast alle Tieflandbewohner — das „Komödienspielen“, und das Schauspiel wird nur durch seinen Hang zum Pomphaften und durch seine rhetorische Neigung genährt. Der *Szekler* dagegen besitzt einen natürlichen Spieltrieb. Die Schauspielertruppe, die 1792 in Siebenbürgen als zweite in ungarischer Sprache Vorstellungen gibt, besteht fast ausschliesslich aus *Szeklern*. Ihre spielerische Einbildungskraft ist eine reiche Quelle der siebenbürgischen Schauspielkunst, sie ergibt die besten Darsteller

und das empfänglichste Publikum. Das Schuldrama, das in den übrigen Landschaften Ungarns fast ausschliesslich der Bildung der Söhne des ungarischen Hochadels diente und nur in den deutschbewohnten Städten bis zur bürgerlichen Schicht drang, wurde in der Franziskerschule von Csiksomlyó in Siebenbürgen zum volkhaften Mysterienspiel. Zur Vorstellung strömten Tausende vom Volke heran und als 1780 die Bühne abbrannte, wurde sie bereits im folgenden Jahr von den Szeklern im Stuhle Csik wiedererbaut. Die Szekler belagerten bei den Vorstellungen den Berg Somlyó und den Kalvarienberg förmlich, und nahmen an den Spielen so regen Anteil, dass sie die Darsteller der Juden, die Christus peinigten, mit Steinen bewarfen.

Und doch blieben Felvinczis Versuch und die Mysterienspiele von Csiksomlyó auch nur Anfänge ohne Fortsetzung, ein Aufblitzen von Möglichkeiten, eine vielverheissende und schnellversiegende Quelle. Auch die Versuche im engeren Ungarn, die sich in reicheren Rahmen bewegten, blieben ohne Fortsetzung. Sie werden erst dann fruchtbar und bleibend, als weder das Mutterland noch Siebenbürgen sich ausschliesslich auf die eigene Kraft stützt, sondern sich zur gemeinsamen Arbeit vereint. Die ungarische Schauspielkunst in Siebenbürgen ist das Ergebnis zweier Kräfte. Die eine ist zentrifugal, frei von kleinlichem und engsichtigem Regionalismus; es ist der erhabene, auf das ganze Ungartum gerichtete Blick des ersten grosszügigen Schauspielmäzens in Siebenbürgen, des Freiherrn Nikolaus von *Wesselényi*, der seine Wirksamkeit nicht auf Siebenbürgen einschränken wollte. Doch bedurfte es auch einer anderen, zentripetalen Kraft, einer Art von Chauvinismus, der die siebenbürgische Schauspielkunst von einer blossen Nachahmung des ungarländischen Theaters bewahrte und sie befähigte, eine erfrischende und bereichernde Quelle des Schauspiels im engeren Ungarn zu sein. Zweimal wurde die in Verfall geratene Schauspielkunst in Ungarn von siebenbürgischen Truppen wieder in Gang gebracht, und auch später gab Siebenbürgen dem ungarischen Theater stets innere Anregungen, befruchtende Beispiele und ein wertvolles Schauspielermaterial. Beide gaben und nahmen und diese rege Wechselwirkung ist das sichere Pfand ihres Bestandes.

Die erste Zusammenarbeit setzte 1790 ein; in Ungarn kamen die bisher im Geheimen wirkenden Bestrebungen zur Hebung der ungarischen Sprache zur Entfaltung, gleichzeitig begann auch in Siebenbürgen Georg *Aranka* seine Arbeit zur Pflege der ungarischen Sprache, „dieser seltenen und schönen Pflanze“. In Ungarn wie in Siebenbürgen ist die Schauspielkunst mit der Sprachpflege aufs engste verbunden. Georg *Aranka* will das Theater von Ungarn aus nach Siebenbürgen

verpflanzen und ersucht Ladislaus Kelemen und Martin Soós, die Vorkämpfer der ungarischen Schauspielkunst um Rat und Plan. Die Pläne von Pest werden jedoch 1792 durch bodenständige Kräfte verwirklicht. Die Bekämpfer der ersten Schwierigkeiten, die Rat und Pläne in die Tat umsetzen, sind alle Szekler: die Geschwister Fejér, Josef Kontz, Johann Sáska, Michael Verestói.

Bald war die siebenbürgische Schauspielkunst in der Lage, das Erhaltene zurückzuzahlen. Die erste Schauspielertruppe in Pest zerfiel nach einer Wirksamkeit von vier Jahren 1796 ohne jede Hoffnung auf eine Auferstehung. Die Gesellschaft in Siebenbürgen dagegen verstärkte sich dermassen, dass sie imstande war Truppen nach Ungarn zu senden. Dies geschah infolge der Weisheit ihres weitblickenden Mäzens, des Freiherrn Nikolaus von Wesselényi, der durch seine freigewordenen Kräfte die Schauspielkunst im Mutterlande wieder aufleben liess, dadurch aber auch seiner Truppe eine neue Kraftquelle erschloss.

Dass die Schauspielkunst in Siebenbürgen sich länger behauptete als in Pest, hatte seine Ursachen auch in den gesellschaftlichen Zuständen. In Pest war das ungarische Theater die Angelegenheit einer einzigen Gesellschaftsklasse, des Landadels, der jedoch nicht ständig in der Stadt wohnte und zu dessen Lebensform das Theater noch nicht gehörte. In Siebenbürgen dagegen war das ungarische Theater die Frucht der Zusammenarbeit sämtlicher Gesellschaftsschichten. Hier nahm auch der Hochadel an den Angelegenheiten des öffentlichen Theaters teil, als Mäzen, Leiter, Ausschussmitglied, Verfasser und Publikum. Der Hochadel Siebenbürgens, fern von Wien, suchte zu Hause Unterhaltung und geistige Befriedigung. Allein wäre der Hochadel zur Erhaltung des ungarischen Theaters nicht genug stark gewesen; so suchte er die Mitwirkung anderer ungarischer Gesellschaftsschichten zu gewinnen, die in Siebenbürgen — von anderen Volksgruppen ungeben, — stets stärker aufeinander angewiesen waren. Die Schauspieler entstammten dem Kleinadel und waren grösstenteils Szekler. Das wohlhabende und gebildete ungarische Bürgertum von Kolozsvár (Klausenburg) ergab den überwiegenden Teil des Stammpublikums. Diese bürgerliche Schicht war hier bedeutender als in den Städten des Mutterlandes, wo sie grösstenteils arm und wurzellos war; daher konnte sich das von ihr erhaltene Theater nicht zu einem höheren Niveau erheben, wie dies auch der Verfall des Pester ungarischen Theaters in den 20-er und 30-er Jahren des 19. Jahrhunderts bezeugte. Das siebenbürgisch-ungarische Bürgertum hingegen war das denkbar beste Theaterpublikum: empfänglich und von reger Einbil-

dungskraft, den Schauspielern auch menschlich zugeneigt. Den dauernden Bestand des Theaters sicherte seine konservative Neigung. Die Bürger umgaben hier die Schauspieler mit warmer Liebe bis zu ihrem späten Alter; nur für jene, die erst im reiferen Alter in Kolozsvár (Klausenburg) auftraten, konnten sie sich nicht erwärmen; diese wurden stets als Fremdlinge betrachtet.

Das Theater in Kolozsvár (Klausenburg), seit 1797 zehn Jahre hindurch das einzige ungarische Schauspiel, musste sich seine Schauspieler selbst erziehen. Seine ersten Mitglieder, wählten — wie auch ihre Zeitgenossen in Pest, — den Schauspielerberuf nicht von romantischer Abenteuerlust getrieben; nach Beendigung ihrer Studien, im Besitz höherer Bildung traten sie ihre schwere Laufbahn als Apostel der ungarischen Sprache an. Sie führten kein Bohèmeleben; von einem starken Standesbewusstsein erfüllt, nahmen sie anfangs nur solche auf, die ihre philosophischen Studien bereits besucht hatten und schlossen die Gescheiterten anderer Berufszweige aus ihren Reihen aus. Zwei Typen sind von Anfang an zu erkennen; es gibt unter den Schauspielern zunächst solche, die sich niemals von der heimatlichen Scholle trennen können und jeder Versuch, sie anderswo zu verpflanzen misslingt. *Johann Kotsi Patkó*, die Geschwister *Fejér*, *Paul Jancsó*, *Franz Gyulai*, *Gyula E. Kovács*, *Stefan Szentgyörgyi* sind alle Hüter der ungetrübten Überlieferung in der siebenbürgischen Schauspielkunst. Doch taucht bereits in der ersten Generation in der Gestalt des *Josef Benke von Laborfalva* der entgegengesetzte Typus auf, dessen Kunst aus dem engen Rahmen der Heimat heraustritt und das ungarische Theater des Mutterlandes befruchtet. *Josef Benke* schlägt den Weg ein, an dem später *Nikolaus Feleki* und *Emerich Szacsvey* die gesamte ungarische Schauspielkunst mit eigenartigen siebenbürgischen Farben bereichern.

Der siebenbürgische Schauspieler ist stets ein gelehrter Kopf, Weltfahrer aus Neigung und Wissensdurst, Polyhistor und in der Literatur fremder Völker bewandert. Von der ersten Generation liest *Johann Kotsi Patkó* die Werke von *Lessing*, erlernt die griechische, französische und englische Sprache, zeichnet, malt und musiziert, da seiner Ansicht nach die Kunst des Schauspielers eine Gesamtkunst ist; er plant eine Geschichte der Schauspielkunst aller Völker. *Josef Benke von Laborfalva* verpflanzt die das Theater betreffenden Theorien *Lessings*, *Schillers* und *Engels* nach Ungarn, schreibt eine gedankenreiche Arbeit über Ziel und Nutzen des Theaters, fasst die Schicksale des ungarischen Schauspiels zusammen, schreibt und übersetzt Dramen. *Nikolaus Feleki* und *Gyula E. Kovács* sind gleichfalls Verfasser und

Übersetzer und wenn man die unlängst veröffentlichten Tagebücher Emerich Szacsveys durchblättert, erschliessen sich die tiefen philosophischen Quellen seiner Bildung.

Der siebenbürgische Schauspieler schreitet auf seinem Kothurn einher und selbst die Kunst des Komikers hat hier eine ernste Grundlage. Die komischen Schauspieler fühlen sich als verkannte Tragiker, nach dessen Lorbeeren sie sich vergebens sehnen. Siebenbürgen bereicherte die ungarische Schauspielkunst vor allem mit Heldendarstellern und Heroïnen, bot aber keine Lustigmacher, Liebhaber und Soubretten; diese musste es selbst einführen. Der siebenbürgische Schauspielertypus ist eine starke, männliche, eigenwillige Persönlichkeit. Es passt auf alle, was Marie *Jászai*, die grosse ungarische Tragödin über Nikolaus Feleki sagt: „Ein trefflicher Schauspieler, eine starke Persönlichkeit. Hart und männlich, ohne jede Sentimentalität, wahr und stark ohne theatralisch zu sein“. Diese Schauspieler sind Träger des grossen Stils, würdige Darsteller eherner Gestalten, die Manneswürde ausstrahlen: Lear, Brutus, der sich nie beugende Petur in *Katonas* „*Bánk bán*“ sind die Gestalten, die sie am besten verkörpern. Komplexe, dekadente, sentimentale und rhetorische Charaktere stehen ihnen fern.

Die ungarische Schauspielkunst wird von einer Truppe, die aus dem siebenbürgischen Überfluss nach Pest kommt, neugeschaffen. Freiherr Nikolaus von Wesselényi, der grosse Mäzen der siebenbürgischen Schauspielkunst hält die nach Ungarn gesandte Schauspielertruppe auch weiter in seiner Hand. Er ist sich dessen wohl bewusst, dass sie allein, ohne Aufsicht und Förderung nicht bestehen können; in Siebenbürgen konnte das Theater auch nur durch die Hilfe eines Mäzens erhalten werden. In Ungarn konnte jedoch das Mäzenentum infolge der anderen gesellschaftlichen Verhältnisse keine Wurzel fassen. Wesselényi fand einen einzigen Nachfolger, Ladislaus von *Vida*; sein Unternehmen führte jedoch zu seinem materiellen Untergang.

Als sich das ungarländische Theater in den zwanziger und dreissiger Jahren des 19. Jahrhunderts reich entfaltete, blieb die siebenbürgische Schauspielkunst nicht weiter in ihrer Abgesondertheit verschlossen; in gegenseitiger reger Zusammenarbeit und Wechselwirkung baute man die ungarische Schauspielkunst aus, deren Gesamtcharakter die siebenbürgischen Züge mitbestimmen. Der Erbauung des ungarischen Nationaltheaters in Pest ging Kolozsvár (Klausenburg) mit anregendem Beispiel voran, und errichtete bereits 1821 das erste stehende ungarische Theatergebäude.

Die Truppe, die das ungarische Nationaltheater 1837 eröffnete, wurde gleichsam als Symbol der geistigen Einheit Ungarns in Kolozs-

vár (Klausenburg) und Kassa (Kaschau) erzogen. Da diese nunmehr ständig in Pest blieb, verlor Kolozsvár (Klausenburg) allmählich seine bishin führende Stellung in der ungarischen Schauspielkunst; die hervorragendsten Schauspieler, bei dem Nationaltheater in Pest dauernd beschäftigt, erscheinen nur zu Gastspielen. Kolozsvár (Klausenburg) wird einerseits die Vorschule für Schauspieler des Nationaltheaters in Pest, anderseits aber ein Zufluchtsort nach der Blütezeit, die die Schauspieler in Pest erlebten. Nach 1867 sinkt das Theater in Kolozsvár (Klausenburg) zu einer Provinzbühne herab; wenn es sich auch nicht ganz dem Operettenkult ergibt, wie die meisten ungarischen Provinzbühnen der Zeit, so wird es doch zum Abglanz des Theaters in der Hauptstadt, und bietet eklektisch alles, was dort von den zahlreichen Theatern geboten wird: Schauspiel, Oper, Operette, Ballet, alles, was zwischen den Grenzen des erhabenen Trauerspiels und der feilen Musikburleske liegt. Seiner einstigen Führerrolle nicht mehr eingedenk, verzichtet es auf alle örtlich gebundenen Überlieferungen.

Erst in den Achtzigerjahren scheint sich das Theater in Kolozsvár (Klausenburg) seiner Vergangenheit wieder zu besinnen. Zur Hebung der Dramatik werden Preise ausgeschrieben. Wenn auch hiedurch keine neuen Talente erweckt werden, so ist es doch ein Zeichen von Selbständigkeitsbestrebungen. Die Eröffnung der Universität in Kolozsvár (Klausenburg) hob das Niveau des Theaters wesentlich, das nun mit seinen zyklischen *Shakespeare*-Darstellungen, und Jugendaufführungen bahnbrechend wurde. Zur Selbständigkeit und zu den lokalen Kraftquellen zurückzukehren besass es jedoch nicht mehr die nötige Kraft.

In diesem Zustand erlebte das Theater den Umsturz von 1918. Das ungarische Theater musste von nun an harte Daseinskämpfe bestehen. Obwohl das Theater in Kolozsvár (Klausenburg) nicht staatlich war, sondern aus Privatgaben errichtet wurde, erklärte man es als staatliches Eigentum, die ungarischen Vorstellungen wurden verboten und die Schauspieler hielten diese im Sommertheater; freilich unter den grössten Schwierigkeiten, da Dekorationen und Garderobe — obwohl sie Privateigentum des ungarischen Direktors waren — von dem rumänischen Staat beschlagnahmt wurden. Statt der alten Holzbude des Sommertheaters erbaute die ungarische Schauspielertruppe ein kleines Gebäude aus Beton, doch musste sie nach dem eigenen Besitz eine hohe Pachtsumme zahlen, die von Jahr zu Jahr erhöht wurde. Ausserdem wurde sie mit 26 v. H. Steuer belastet und die Vorstellungen oft behördlich eingestellt. In den übrigen Städten erhielten die ungarischen Schauspielertruppen zwar die Genehmigung zu Vor-

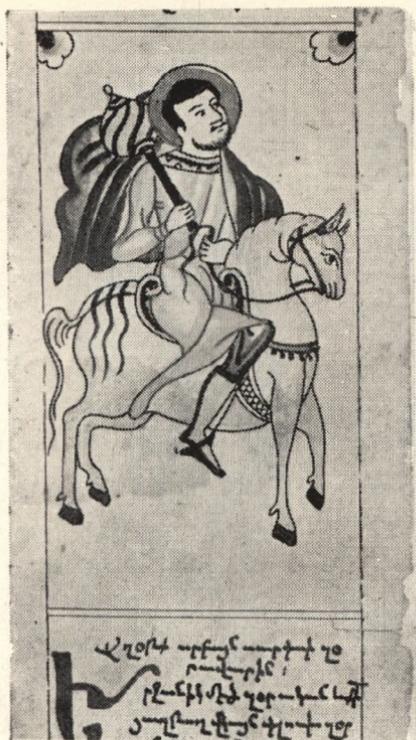
stellungen, aber unter unerfüllbaren Bedingungen. Zensurschwierigkeiten, behördliche Machtübergriffe kamen dazu. Selbst die Vergangenheit sollte vertilgt werden: Standbilder grosser ungarischer Theaterleiter und Schauspieler wurden in Stücke zerschlagen. Aus Ungarn durften nur Stücke eingeführt werden, die Produkte der jüdisch-internationalen Geistigkeit waren; rein ungarischen und nationalen Werken war die Einfuhr versagt.

Zu den äusseren Schwierigkeiten traten innere; die tragischen Folgen der Wurzellosigkeit zeigten sich in ihrem vollen Umfang, als der Weg nach Budapest versperrt war. Zehn Jahre mussten vergehen, bis sich das siebenbürgische Theater wiederfand. Die ungarischen Schriftsteller Siebenbürgens traten für das ungarische Theater ein. Sie trachteten eine aus eigenen Überlieferungen zu erhaltende Schauspielkunst zu schaffen, die sich jedoch über die örtlichen Schranken erhebt. Neue Kraftquellen erschlossen sich. Mangels einer ungarischen Theater-schule erstanden schauspielerische Talente in den Reihen der verschiedensten bürgerlichen Berufe. Der Verband der siebenbürgischen Schriftsteller schrieb Preise für Dramen aus.

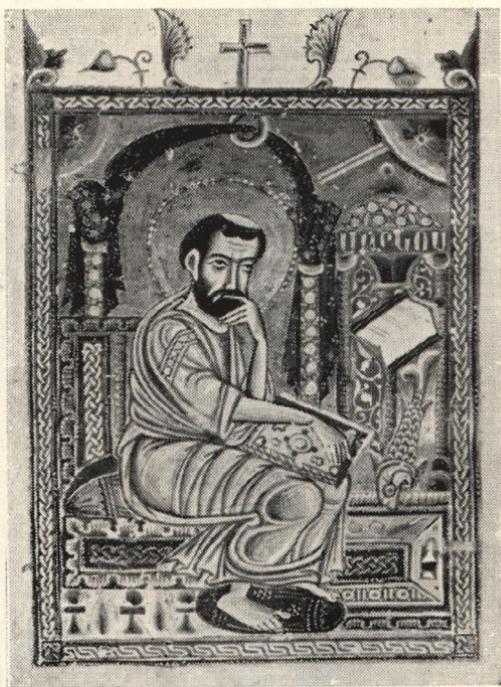
Die wichtigsten Anregungen aber gingen von der Volksbühne aus. Bauernschauspieler hielten Aufführungen, in denen der im Volke tief wurzelnde Spieltrieb zu Worte kam. Volkslieder und Volkstänze, Trachten und Bräuche füllten den Rahmen der Spiele aus, und führten zur Erneuerung des Bühnenbildes in Siebenbürgen. Bühnenbildner und Dekorationsmaler gingen von der Volkskunst aus und ihre Einrichtungen wurden bahnbrechend und vorbildlich.

Doch erschöpfte sich die Erneuerung des siebenbürgischen Schauspiels nicht in volkskundlichen Besonderheiten, sondern auch das wirkliche Drama erlebte eine neue Blüte. Áron *Tamási* fand den richtigen Weg. In seinem ersten Stück bleibt er noch in den Rahmen des Volksschauspiels. Sein zweites Drama, *Tündöklő Jeromos* („Jeremias im Glanz“) aber wurzelt zwar im Volke, erhebt sich jedoch durch seine erhabene Symbolik zu einem modernen Mysterienspiel.

Die Erneuerung des siebenbürgisch-ungarischen Schauspiels blieb nicht auf die engere Heimat beschränkt. Bald wurde die neue Richtung auch in der ungarischen Hauptstadt bekannt. Heute, da die Schranken, die die beiden Teile Ungarns voneinander trennten, wieder gestürzt sind, kann das siebenbürgische Schauspiel dennoch nicht mehr auf die eigenen Überlieferungen verzichten und zu einem Spiegelbild der Budapester Theater herabsinken. Wie in den besten Zeiten seiner Vergangenheit muss es eine lebendige Kraft bleiben, die nicht nur empfängt, sondern stets auch neue Anregungen gibt.



Teil einer siebenbürgisch-armenischen
Rollenhandschrift. 17. Jh.



Bildnis des Evangelisten Lukas in einer
siebenbürgisch-armenischen Handschrift (Szamosújvár)



Mitra des armenischen Bischofs Verzár
(Eigentum der armen.-kath. Kirche in Szamosújvár)

OSZK

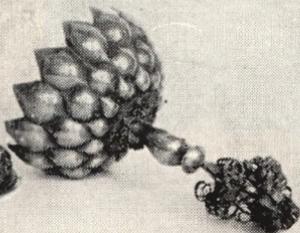
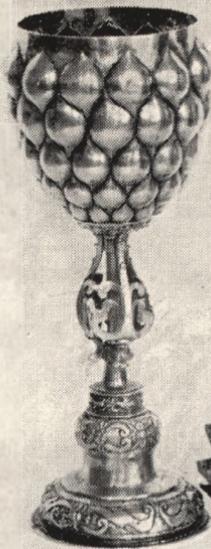
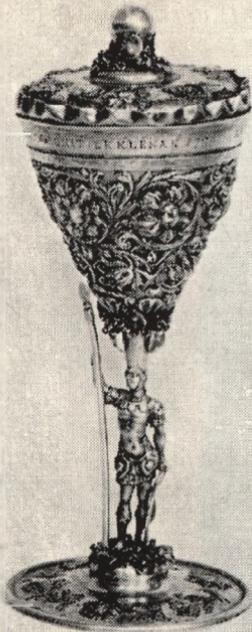
Országos Széchényi Könyvtár



Bilderschmuck der Lebensgeschichten armenischer Heiligen
(Kodices im Besitze der armenischkath. Kirche von Szeged)

OSZK

Nemzeti Széchényi Könyvtár



Kelche mit Deckel. Siebenbürgisch-ungarische
Goldschmiedearbeit aus dem 17—18. Jb.

Kelch und Pokal. Siebenbürgisch-ungarische
Goldschmiedearbeit aus dem 17. Jb.

OSZK

Nemzeti Széchényi Könyvtár



*Totenwappen des Georg von Apafi
(Kolosvár-Klausenburg, reformierte Kirche)*



*Bildnis der Gräfin Georg Mikó, Elisabeth
Bethlen, Gemälde von Nikolaus Sikó*

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

SIEBENBÜRGEN UND DIE UNGARISCHE KUNST

VON ELEK HORVÁTH

Siebenbürgen war stets eines der bedeutendsten Gebiete der ungarischen Geschichte und Kultur. Auch die Kunst Siebenbürgens vertrat immer den eigenartigsten und farbenreichsten Teil der gesamtungarischen Kunst. Daher wollte Siebenbürgen, als es zur ungarischen Heiligen Krone zurückkehrte, auch in der Kunst zum Ausdruck bringen, dass es ein organischer Teil des tausendjährigen ungarischen Schicksals sei. Dies war Zweck und Ziel der Siebenbürgischen Kunstaussstellung in Kolozsvár (Klausenburg). Sie hatte die Aufgabe, die Entwicklung der Kunst in Siebenbürgen seit der Zeit der Gebrüder *Kolozsvári* und der Wandgemälde zu Gelence, also seit der Blütezeit im Mittelalter zu beleuchten. Die Ausstellung umfasste nahezu ein halbes Jahrtausend, der grösste Teil des künstlerischen Materials aber stammte aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Obwohl die Sammlung keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben konnte, da einerseits das Material der zum Mutterland nicht zurückgekehrten Gebiete Siebenbürgens nur teilweise vertreten war, andererseits die architektonischen Denkmäler nicht in den Rahmen der Ausstellung gefügt werden konnten, bot sie immerhin ein äusserst reiches und farbenfrohes Bild der künstlerischen Vergangenheit Siebenbürgens. Sie war vielseitig und daher auch sehr lehrreich.

Ungarn wird gerne als verbindendes Glied zwischen Osten und Westen bezeichnet, was durchaus nicht unbegründet ist. Diesem Boden, auf dem mittel- und osteuropäischer Lebensraum zusammenprallen, gaben östliche Abstammung und abendländische Sendung kulturell und volklich in gleicher Weise ihr Gepräge. Der erste Eindruck, den wir von der Kunstaussstellung in Kolozsvár (Klausenburg) gewinnen, ist, dass sie eben von Schicksal und Berufung des ungarischen Volkes Zeugnis ablegt. Die Metallschmiedekunst entfaltet sich in grosser Perspektive in den künstlerischen Stilen des Abendlandes, in spitzbogenartigen und Renaissance-Formen. Andererseits erscheint auch der Osten in den asiatischen Mustern der Stoffe und Stickereien, im Zeichen des türkischen Geschmackes und der türkischen Kunst. Man findet hier die Kunst der christlichen Kirchen des Abendlandes in Metallarbeiten, kirchlichen Gewändern und Stickereien, dann armenische und rumä-

nische Kirchenkunst in wundervollen armenischen handgeschriebenen Bibeln, Kirchengewändern und rumänischen Ikonen. Die Miniaturen und die Graphik der mittelalterlichen Kodexe aus dem Osten treffen in seltsamem Gleichklang mit der Malerei der neuesten Zeit zusammen, mit den ungarischen Malern, die schon europäischen Horizont besaßen. Kurz, in den Gruppen der Ausstellung tritt uns das reizvolle und mannigfaltige Antlitz des Ungartums entgegen.

Das abwechslungsreiche Material sollte „die Vielfältigkeit des siebenbürgischen Lebens“ betonen. „Siebenbürgen war in der Vergangenheit das Gebiet einer eigenartigen Volksgemeinschaft, die wir keineswegs verleugnen dürfen. Es wäre ein grosser Fehler, die Entwicklung des siebenbürgischen Lebens einseitig aufzufassen“ — stellt Zoltán Felvinczi Takáts, der die Ausstellung veranstaltete, in dem Katalog fest. Wäre es aber ein Fehler, die Entwicklung siebenbürgischen Lebens, und daher siebenbürgischer Kunst, einseitig aufzufassen, so wäre es auch ein Irrtum zu glauben, dass die Volksgruppen, die an der Gestaltung der siebenbürgischen Kunst teilhatten, gleichwertige Kräfte gewesen seien. Denn die geschichtliche Tatsache, dass es in Siebenbürgen ungarische, sächsische, rumänische, ja auch armenische Volksgruppen gegeben hat und gibt, bedeutet keineswegs, dass die Kunst Siebenbürgens das Ergebnis der gleichwertigen Arbeit dieser Volksgruppen sei. Gewiss ist es kein Zufall, dass die Maler der ältesten siebenbürgischen Fresken, der Wandgemälde in Gelence und Székelyderzs Künstler der reinungarischen Gebiete Siebenbürgens waren; und auch eine der herrlichsten Statuen des mittelalterlichen Europa, der Heilige Georg zu Prag ist das Werk siebenbürgisch-ungarischer Künstler. Einzelne Gruppen der Ausstellung werfen auf diese geschichtliche Wahrheit ein scharfes Licht.

Halten wir in der Sammlung der Metallarbeiten Umschau, so sehen wir, dass diese, was ihre Herkunft betrifft, aus den ungarischen Werkstätten in Kolozsvár (Klausenburg) und Marosvásárhely, ferner aus den sächsischen Werkstätten in Hermannstadt und Kronstadt kommen. Was ihre künstlerische Form betrifft, so sind sie Erzeugnisse einerseits der Gotik und des Barocks, grösstenteils aber der Renaissance. An der Gestaltung der Metallschmiedekunst, die ja der bedeutendste Zweig des Kunstgewerbes ist, und Formen und Stand des gesellschaftlichen Lebens am meisten kennzeichnet, hatten die Rumänen keinen Anteil. Die ungarischen Metallschmiede Siebenbürgens übernahmen eben die abendländischen Formen und die künstlerische Technik, die sie dann zu einer selbständigen siebenbürgischen Kunst umformten, nicht von den anderen Völkerschaften Siebenbürgens oder den benachbarten

Staaten, sondern meist durch die Vermittlung des Mutterlandes und Italiens. In der Gotik zeigt sich bei der Metallschmiedekunst der Ungarn und Sachsen vollkommene Wechselwirkung, und auch später gelangten die Sachsen oft durch nordungarische Vermittlung zu den abendländischen Stilformen. In der Blütezeit der Metallschmiedekunst, zur Zeit der Renaissance gewann diese in Siebenbürgen ein selbständiges, eigenartige Formen aufweisendes ungarisches Gepräge. Prunkwaffen, Kleiderschmuck und Geschmeide sind hier äusserst reich vertreten. Das reiche Material ist ein beredter Beweis dafür, dass wir hier in der Metallschmiedekunst keiner vereinzeltten Erscheinung gegenüberstehen, sondern dass es sich um einen mehrere Jahrhunderte alten Kunstzweig Siebenbürgens handelt, in der das Ungartum, das die lateinisch-ungarische Kontinuität seit einem Jahrtausend bewahrte, in Siebenbürgen auf ungarischem Boden die wunderbarsten Früchte der Renaissance schuf.

Wenn man weitergeht und die Sammlung der Stoffe, Stickereien und Teppiche betrachtet, so muss man feststellen, dass auch bei diesen weltlichen und kirchlichen Gewändern, Tüchern und Teppichen sich ein Webe- und Stickerei-Stil entwickelte, der auf diesem Gebiet aus Beständen der Renaissance und des östlichen Türkentums zusammenschmolz, und bei den Szekler Teppichen aus der Vereinfachung der östlichen Formen hervorging. Diese Bestände wurden zweifellos durch die Vermittlung des Ungartums zu stilformenden Kräften. Einen besonderen Farbenzug bildet in Siebenbürgen die byzantinische Kirchenkunst der Rumänen, die aber aus ihrer Isoliertheit bis zum heutigen Tage nicht heraustreten konnte, weshalb sie auch an der Entwicklung der siebenbürgischen Kunst keinen Anteil hat. Auch die ziemlich unbekannte Kirchenkunst der Armenier, die kaum einige tausend Köpfe zählen, ist ein reicher und selbständiger Farbenfleck, aber eine ebenso abgesonderte Welt, wie die byzantinische Kunst der Rumänen. Der Unterschied besteht jedoch, dass die abendländischen Formen zur Zeit des Barocks nicht mehr ohne Wirkung auf die armenische Kunst blieben, sie selbst aber — ähnlich wie die rumänische Kunst — nicht zur stilformenden Kraft wurde.

In dem bildkünstlerischen Material der Ausstellung stehen zwei Namen voran: Nikolaus *Barabás* und Bartholomäus *Székely*. Das Auftreten Barabás' im 19. Jahrhundert bedeutet in der Geschichte der ungarischen Malerei einen Wendepunkt; die Ausstellung weist darauf hin, dass die glanzvollste Zeit seiner künstlerischen Laufbahn eben seine Tätigkeit in Siebenbürgen war. Somit erhielt er seine Eigenart nicht durch die ungarische Hauptstadt, sondern durch den Boden Siebenbürgens. Die schöpferische Kraft des ungarischen Geistes bekundet

sich in Siebenbürgen auch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, als die Malerschule in Nagybánya mit Simon *Hollósy*, Karl *Ferenczi* und Johann *Thorma* Zeugnis davon ablegt, dass seit den Fresken von Gelence aus dem 14. Jahrhundert ungarische Künstler an der Spitze der siebenbürgischen Malerei stehen. Wenn die Ausstellung durch ihr Bilder-material auf diese Tatsache hinweist, so will sie zugleich auch den beiden unbekanntem Grössen der siebenbürgischen Malerei Gerechtigkeit widerfahren lassen; es sind dies Nikolaus *Sikó* aus dem 19. Jahrhundert, neben Nikolaus Barabás der grösste Porträtmaler Siebenbürgens und Árpád *Vida* aus den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts, der — wie seine ausgestellten Bilder bezeugen — nur durch seinen frühzeitigen Tod daran gehindert wurde, einer unserer grössten Maler zu werden.

Die Ausstellung ergreift die Gelegenheit, um die handgeschriebenen Evangelien der armenischen Kirche aus dem 14.—18. Jahrhundert zu zeigen. Die farbenprächtigen, auf Papier und Pergament gemalten Bilder der Kodexe, ihre geschmückten Titelblätter, ihre bunten, aus Arabesken, Palmetten, Pflanzen- und Tiermotiven bestehenden Buchverzierungen, die die Seele des Morgen- und Abendlandes wunderbar vereinen, sind unvergessliche Stücke. Schliesslich zeigt uns die Ausstellung in der Gruppe der Lederarbeiten und Bucheinbände Bücher aus dem 17.—19. Jahrhundert. Die Sammlung bestätigt das Urteil jener, die auch während der Rumänenzeit die Bücherkultur bewunderten, die das siebenbürgisch-ungarische Buch auf dem Büchermarkt stets vertrat. Auch die Erzeugnisse des Büchermarktes der neuesten Zeit wurzeln in der Überlieferung von Jahrhunderten, darin, was diese Überlieferung bewahrte und weiterentwickelte. Die schönsten Exemplare der Sammlung stammen von Meistern in Kolozsvár (Klausenburg) und Marosvásárhely.

Die siebenbürgische Kunstausstellung — obwohl sie keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben konnte — zeigte, dass Siebenbürgen mehr als einmal zum fruchtbarsten Gebiet der grossen Kunstrichtungen Europas wurde. Mehr als einmal gab Siebenbürgen der ungarischen Kunst Künstler, durch die der ungarische Genius auch neue Wege wies. Die Kunst Siebenbürgens gab der gesamten ungarischen Kunst das mannigfaltigste Bild, und bereicherte sie mit Eigenheiten der siebenbürgischen Seele, ohne die die ungarische Kunst nicht vollständig wäre. Schliesslich — und dies ist die wichtigste Lehre der Ausstellung — bezeugt die siebenbürgische Kunst eine solche schöpferische Kraft der siebenbürgischen Seele, die sie nicht nur zum künstlerischen Schaffen, sondern auch zur politischen Führung Siebenbürgens befähigt.

DIE ABSTAMMUNG DER HUNYADIS

VON LUDWIG ELEKES

Es gibt kaum eine zweite Frage der ungarischen Geschichte, die in den weitesten Kreisen der Nation eine so lebhafteste Anteilnahme erweckt hätte, wie die der Abstammung des Türkenbezwingers *Johann Hunyadi*. Dies ist jedoch vollkommen verständlich, wenn man sich die Bedeutung dieser Familie für das Schicksal der gesamten ungarischen Nation vergegenwärtigt. Johann Hunyadi war in den Vierzigerjahren des 15. Jahrhunderts, in einer der kritischsten Zeiten der ungarisch-türkischen Kriege, Reichsverweser von Ungarn; er gebot dem Vordringen der Osmanen Halt und versetzte mit seinen kühnen Streifzügen jahrzehntelang das ganze christliche Europa in Erregung. Diese an glücklichen und unglücklichen Ereignissen gleich reiche Zeit eines heroischen Ringens war vielleicht die erste, in der sich die Aufmerksamkeit des Abendlandes den ungarischen Waffentaten mit echtem Verständnis und Wohlwollen zuwendete. Die ruhmreiche Regierung des Sohnes Johann Hunyadis, König *Matthias* (1458—1490), bildet vollends auch seither eines der glänzendsten und geschneisreichsten Kapitel der ungarischen Vergangenheit. Die Historiker von fünf Jahrhunderten gedachten begeistert des sieghaften Feldherrn, der sein Volk gegen alle Feinde zum Triumph zu führen wusste, sowie des ruhmvollen Herrschers, der mit dem Glanz seines Hofes und seiner Persönlichkeit die Zeitgenossen im Banne hielt, des weisen, tatkräftigen und gerechten Staatslenkers, dessen Andenken das ungarische Volk in den Jahrhunderten bitterer Unterdrückung sehnsuchtsvoll beschwor.

Nichts ist natürlicher, als dass sich auch das Interesse des ungarischen Volkes diesen beiden Gestalten seiner Geschichte besonders eindringlich zuwandte, jener Glanzzeit des Ungartums, als die beiden Hunyadis das Schicksal der Nation bestimmten, eine Zeit des Lichtes in der sonst meist düsteren, leidvollen Vergangenheit Ungarns. Jede Einzelheit ihres Lebens und Wirkens, die im Volksmund in Legenden weiterlebte, war von Interesse, nicht zuletzt auch die Frage ihrer Herkunft, um die sich bald auch phantasievolle Deutungen bemühten. Allerdings ist sie nicht leicht zu beantworten. Das Dunkel der Jahrhunderte, das falsche Licht der späten Erinnerung hat das Problem

mit so vielen unwahren Beständen verwickelt, dass wir über ihre Abstammung nur wenig Einwandfreies festzustellen vermögen. Dies ist nicht verwunderlich, wissen doch auch die glücklicheren abendländischen Völker von einigen bald dahingeschwundenen Herrscherhäusern jener bewegten Zeiten recht wenig. Bei dem damaligen Entwicklungsstand des ungarischen Schrifttums erscheint diese Ungewissheit umso natürlicher, als die einzigen Spuren nach historisch noch jüngeren Gegenden des Südostens weisen.

Die Vorfahren Johann Hunyadis sind uns nur auf zwei Generationen zurückgehend bekannt, und auch soweit nur aus dem Text des königlichen Schenkungsbriefes, durch den das Geschlecht in den Besitz seiner Stammburg Hunyad gelangte. Aus dieser Urkunde gehen indessen auch nur die Namen des Vaters und des Grossvaters Johann Hunyadis, *Vajk* und *Serba* (Scherba) hervor. Selbst dies ist uns erst seit etwa hundert Jahren, seit der Auffindung des erwähnten Schenkungsbriefes bekannt, denn andere, früher bekannte Quellen sagen nicht einmal soviel aus. Aus alten Chroniken und Schriften konnte nur der Name des *Vajk* entnommen werden, darüber aber, wer er war und woher er stammte, herrschten bis in die jüngste Zeit die einander widersprechendsten Ansichten, gab es doch selbst Annahmen, die bezweifelten, dass Johann der Sohn *Vajks* gewesen sei. Diese Ungewissheit hat eine einfache Erklärung: die Ahnen der Hunyadis waren keine staatenlenkenden Mächtigen; auf diese Weise befasste sich schon die zeitgenössische Literatur nicht mit ihnen, für die Nachwelt aber blieb über sie sozusagen gar nichts aufgezeichnet. Lebhaftes Interesse erweckte erst die Persönlichkeit des Reichsverwesers Johann Hunyadi, die jedoch vom Parteienhader umbrandet war, in dessen giftgeschwängelter Atmosphäre unkontrollierbare Gerüchte in Umlauf kamen. Sie wurden zuerst von den geschworenen Feinden des Hauses Hunyadi, dem Grafen *von Cilly* und seiner Umgebung verbreitet, von denen sie später die Gegner des Königs Matthias übernahmen. So gelangten sie bis in fernerstehende, aber schlecht unterrichtete Kreise.

Ihr Grundton war, dass Hunyadi nicht „besonders adeliger“, nicht „genug vornehmer“ Herkunft sei, da seine Zeit auf vornehme Abstammung grosses Gewicht legte. Man stellte sich das Leben nach dem Vorbild der starren Hoffestordnung und ihrer strengen Hierarchie vor, in der eine der wichtigsten Grundlagen der Stellung und der Rechte des Einzelnen gerade seine Herkunft war. Die Feinde des Reichsverwesers blickten schelen Auges auf seinen meteorhaften Aufstieg, ergriffen jede Gelegenheit um ihn herabzusetzen, und trachteten zu diesem Zwecke auch seine Geburt zu bemäkeln, wie sie auch auf anderen Ge-

bieten bestrebt waren, sein Ansehen zu schmälern. Kennzeichnenderweise wagten sie in ihren Ausstreuungen keine klaren Behauptungen, sondern bloss schleierhafte, geheimnisvolle, aber in Wirklichkeit nichtsagende Allgemeinheiten, wie die erwähnten. Sie zogen den Adel der Vorfahren Hunyadis nicht in Zweifel, behaupteten auch nicht, dass er niedriger Herkunft sei, und konnten dies auch nicht tun, da die Zeitgenossen so gut wie wir heute wussten, dass sein Vater Vajk im Gefolge König *Sigismunds* gedient hatte und ansehnlichen Landbesitz sein Eigen nannte. Einigen Schein der Wahrscheinlichkeit erhielten diese Gerüchte durch den Umstand, dass Vajk den hohen Ämtern, die Johann bekleidete, noch vollkommen fern gestanden war. Einzelne Geschichtsschreiber zollten dann diesen Ausstreuungen zu grosse Aufmerksamkeit, und führten dadurch die Forschung nach der Abstammung der Hunyadis zum Teil auf Irrwege.

Die Wirklichkeit ist schlicht: sie ist in zeitgenössischen Quellenangaben von zweifelloser Glaubwürdigkeit enthalten. Der Vater Johann Hunyadis, Vajk, war Sohn einer vornehmen Familie der Transalpinischen Walachei. Seine Eltern lebten noch dort, in der südlich der Karpaten liegenden „Transalpina pars“, die zu jener Zeit unter ungarischer Oberhoheit stand, unter der sich im Laufe des 14. Jahrhunderts die Vorform des ersten rumänischen Staatswesens, das Woiwodentum des Hauses *Basaraba* entwickelte. Die Bevölkerung dieses Landes war bekanntlich überaus schütter und von gemischter Zusammensetzung. *Basaraba* selbst und sein Herrscherhaus, mit ihm auch ein Grossteil der Vornehmen des Landes, waren kumanischer und tatarischer, ein anderer Teil südslawischer Abstammung. Das eigentliche Rumänentum bildete die unteren Schichten der Bevölkerung und sog erst später und allmählich die fremden Bestände auf. Das Volk der Walachei war im 14. Jahrhundert ein unbestimmtes, lockeres Völkergemisch, dessen Oberschicht überwiegend aus Fremden bestand. Die genaue Zugehörigkeit der einzelnen Mitglieder dieser Schicht zu diesem oder jenem Volkstum ist heute bereits kaum zu bestimmen; so kann auch die blutmässige Abstammung der Ahnen der Hunyadis nicht mehr mit Gewissheit festgestellt werden. Angesichts der Zusammensetzung der Führungsschicht könnte man zunächst an eine slawische, noch mehr aber an eine türkische (kumanisch-tatarische) Herkunft denken. Der Name des Vaters des Vajk, *Serba* (*Scherba*) lenkte die Aufmerksamkeit einzelner Forscher auf das serbische Volk, wohl irrtümlich, handelt es sich doch wahrscheinlich um die verkürzte Form des in den mittelalterlichen Woiwodschaften überaus häufigen Personennamen *Serban*.

Die Urkunde, die uns den Vater und Grossvater Johann Hunyadis nennt, verrät auch die Namen einiger Seitenverwandten. Vajk hatte zwei Brüder, die *Magas* und *Radul* hiessen. Sein Vetter, ein Sohn des unbekanntenen Bruders des Serba, trug gleichfalls den Namen *Radul*. Dieser doppelt vorkommende Name ist kennzeichnend für die mittelalterliche Woiwodschaft und war bei den vornehmen Geschlechtern einschliesslich des fürstlichen Herrscherhauses äusserst beliebt. Als Name zeigt er mit der kennzeichnenden Endung *-ul* zwar rumänisches Gepräge, was indessen nur dafür zeugt, dass er in Kreisen gebraucht wurde, die rumänisch sprachen. Es versteht sich von selbst, dass auch die vornehme Schicht die Sprache des Volkes kannte und gebrauchte, dass sie sich ferner auch in ihrer Kultur dem Volke näherte. Der Name allein bedeutet also noch nicht, dass sein Träger rumänischen Blutes war, verrät doch der Personennamen in Gegenden mit gemischter Bevölkerung nur selten die wahre Volkszugehörigkeit seines Trägers. Er weist eher nur auf die Umwelt hin, die ihn gab. Im Falle der Ahnen der Hunyadis ist auch diese Folgerung ganz ungewiss, da die übrigen in der Familie vorkommenden Rufnamen, Serba, Magas, vor allem aber Vajk bereits slawisch klingen und mit den slawischen Namensformen der umliegenden Gebiete übereinstimmen, deren Verbreitung in der Woiwodschaft wahrscheinlich den früher starken slawischen Einwirkungen entspringt.

Auch die Art der Gesittung der Hunyadischen Ahnen können wir nicht genau bestimmen, sondern nur vermuten. Alle Anzeichen weisen auf die Schicht der Vornehmen der walachischen Woiwodschaft des 14. Jahrhunderts, in deren Lebensformen — unter anderen, byzantinisch-balkanischen, türkisch-tatarischen Einwirkungen — auch der Einfluss des lehensherrlichen ungarischen Königshofes stark zur Geltung gelangte. Der Hof des Woiwoden *Wladislaw I.* und *Radu I.* in Arges, in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, war bestrebt, das ritterliche Gepräge der ungarischen Hofhaltung der *Anjous* nachzuahmen. Die Woiwoden selbst erhielten von den ungarischen Königen Wappen, die auf ihren Münzen zum Zeichen der Lehenspflicht gleich dem ungarischen Landeswappen abgebildet wurden. Die Woiwoden wurden nach ungarischer Gewohnheit in ritterlicher Rüstung bestattet; Radu I. ist auch auf einer Münze als Ritter, im Panzer abgebildet, das abendländische Zeichen der Lehenshörigkeit, die Lanze in der Hand. Dem Beispiel der Fürsten folgten auch die Vornehmen, so offenbar auch der Grossvater Johann Hunyadis, Serba. Die das Wappen Hunyadis bestätigende königliche Urkunde besagt nämlich, dass dieses Wappen — also seine ältere einfachere Form, die den Raben darstellt — die

Vorfahren des Reichsverwesers von älteren ungarischen Königen erhalten hatten. Da erst Vajk nach Ungarn zog, und da in der Urkunde von Vorfahren die Rede ist, erscheint es als gewiss, dass das Wappen nicht von Vajk, sondern wenigstens von dessen Vater Serba erworben wurde, sowie dass dessen ursprüngliche Verleihung noch in der Transalpinia erfolgte. Serba musste also, wenn er so früh vom ungarischen König ein Wappen erhielt, ein überaus vornehmer Mann gewesen, — in der Tat weisen manche Angaben darauf, dass er mit den Fürsten verwandt war, — und als Vertreter der ungarisch gerichteten Politik, mit den ungarischen Hofkreisen in Beziehung gestanden sein. So erscheint es auch ganz natürlich, wenn sein Sohn Vajk einen Schritt weiter ging und vor den unsicheren Verhältnissen seines Heimatlandes in Ungarn am Hofe König Sigismunds Zuflucht und besseres Fortkommen suchte.

Die inneren Zustände der Woiwodschaft gestalteten sich gegen Ende des 14. Jahrhunderts äusserst bewegt. Die ungarisch-türkischen Kämpfe brachten manche latenten Spannungen zum Ausbruch, Thronbewerber, Gruppen von Machtinteressenten fielen schonungslos übereinander her, und in diesem ständigen Gewoge wandte sich vielfach gerade das Schicksal der hervorragendsten Persönlichkeiten von einem Tag auf den andern zum Schlimmen. Es kann angenommen werden, dass es diese Zustände waren, die Vajk, den Vater Johann Hunyadis, dazu bewegten, nach Ungarn, diesseits der Karpathen zu übersiedeln. Die ungarischen Beziehungen seines Vaters zeichneten ihm diesen Weg vor, ihn selbst zog wahrscheinlich das ritterliche Leben, der Glanz des königlichen Hofes in Buda (Ofen) an. Aus der Chronik *Turóczi* ist zu entnehmen, dass Vajk König Sigismund bereits in der Walachei — offenbar in der Schlacht von Nikopolis — kennen lernte und sich vor dem Herrscher sogar auszeichnete. Er ergriff daher die Gelegenheit, um sich mit seinen drei Verwandten, seinen Brüdern und seinem Vetter, Sigismund anzuschliessen und nach Ungarn zu übersiedeln. Seinem Herrn diente er als Hofritter (*aulae miles*), zu höheren Ehren gelangte er nicht, vielleicht hatte er auch gar keinen Ehrgeiz danach. Zahlreiche andere urkundliche Belege bezeugen nämlich, dass sich die Vornehmen der Woiwodschaft, wenn sie in die glänzendere ungarische Umwelt kamen, auch mit im Verhältnis zu ihrer früheren Lage bedeutend geringeren Stellungen begnügten. Die Sicherheit und der höhere Lebensstand an dem ungarischen Hof scheinen dieses Opfer wert gewesen zu sein. Übrigens erhielt Vajk, nachdem er fast anderthalb Jahrzehnte gedient hatte, von seinem Herrn die Feste Vajhahunyad samt dem dazugehörigen umfangreichen Besitz zur Belohnung, vielleicht auch zur Entschädigung für die in der Woiwodschaft aufgegebene Würde.

Dies war — wieder nach dem Wortlaut einer königlichen Urkunde — der erste ungarländische Bodenbesitz der Familie Hunyadi, die später ganze Landesteile beherrschte.

Die Hunyader Donation erhielt Vajk im Jahre 1409. Von da an nannte er sich Ritter von Hunyad, woraus sich der spätere Familienname bildete, und passte sich in jeder Hinsicht Lebensform und Sitten der übrigen ungarischen Herren seines Standes an. Seine Kinder erhielten ungarische Erziehung. Die Töchter verheiratete er an Herren des ungarischen Mitteladels — auf diesem Wege versippten sich die Hunyadis mit den Familien *Székely* und *Pongrácz von Dengeleg* — seine Söhne sandte er an den Hof ungarischer Herren zur ritterlichen Schulung. Diese rasche Assimilation ist durchaus nicht auffallend. Der mittelalterliche Mensch lebte in Gemeinschaften; dem entsprach auch seine Lebenshaltung. Wurde er aus seiner früheren Umwelt herausgerissen, so passte er sich der neuen rasch an. Zahllose Beispiele aus dieser Zeit gibt es dafür, dass schon die erste Generation eingewandelter fremder Familien sich völlig magyarisiert. Im Falle Vajks wurde dies auch dadurch gefördert, dass bereits sein Vater, wie wir sahen, seinen Blick nach Ungarn gerichtet hatte. Vajk heiratete, nachdem er zum Ritter erhoben wurde, wahrscheinlich eine ungarische, jedenfalls eine katholische Frau. Übrigens steht gewiss, dass er, wenn er nicht schon früher Katholik war, am Hofe zum abendländischen Christentum übertrat. Der Übertritt seines Bruders Radul, der in einer späteren Urkunde Ladislaus heisst, ist erwiesen. Dies bedeutet aber, dass nicht nur Vajk, sondern seine ganze Familie sich vom Balkan losrissen und somit ihrer vollkommenen Magyarisierung nichts mehr in Wege stand. Ihre Kinder wurden bereits als Ungarn geboren. Der erste Sohn Vajks, Johann, der spätere Landesverweser, kam noch vor der Besitzerwerbung, um 1407 zur Welt, seine jüngeren Geschwister bereits in Vajdahunyad. Die Grundlagen ihrer Erziehung erhielten sie von den ungarischen Franziskanern in Hátszeg. Sie bewegten sich auch später fast ausschliesslich in ungarischen Kreisen, konnten daher ihre Persönlichkeit in keiner anderen Richtung — nur der ungarischen — entfalten, so dass jeder Zweifel an ihrem Ungartum ausgeschlossen ist, dem der Grösste unter ihnen nicht nur durch seine Taten, sondern auch mit ungemein eindrucksvollen, begeisterten Worten Ausdruck zu verleihen wusste.

So sonderbar es unter solchen Umständen erscheint, gab es dennoch Neider, die das Ungartum der Hunyadis in Zweifel zu ziehen versuchten. Wir wollen uns hier mit ihnen nicht auseinandersetzen, da sie durch alle Angaben der vorliegenden Quellen hinreichend widerlegt werden. Es ist unsinnig, das Ungartum eines Mannes zu bezwei-

feln, dessen ganzes Leben im Dienste der Interessen des ungarischen Staates und ungarischen Volkes verlief, und der diesen Dienst, da er seinem eigenen Ungartum entsprang, als selbstverständlich ansah. Hunyadi war der grösste Held der ungarischen Kämpfe gegen die Osmanen; er setzte im wesentlichen, wenn auch in neuer Form, die gleiche Politik fort, verkörperte die gleiche Idee, die bereits zur Zeit König Sigismunds ihre erste Gestalt gefunden hatte und die für das ungarische Leben des ganzen 15. Jahrhunderts kennzeichnend blieb: die ungarische Nation kämpfte im wohlverstandenen eigenen Interesse, dabei aber auch im Namen und Interesse ganz Europas und der gesamten Christenheit gegen den Heiden. Ungarn ist die „Bastei des Christentums“, sein Ringen gegen die Ausbreitung der Herrschaft des Halbmonds gilt ebenso der eigenen Verteidigung, wie dem Schutz des christlichen Universalismus. Bei Hunyadi gelangt dieser eigenartige Gedanke mit grosser Kraft zum Ausdruck. Europa widerhallte damals weit und breit von ihm, vollkommen vermochte ihn jedoch nur das Ungartum selbst zu erfassen. Aus den politischen Schriften Hunyadis spricht die Leidenschaft, mit der er das Christentum, Ungarn und dessen Volk vor der drohenden Gefahr zu retten bestrebt war.

Der Eroberungszug der Heiden „hat bereits den Körper dieses Landes, des Herzens Europas, meines Vaterlandes erreicht“, ruft er im Jahre 1448 schmerzerfüllt aus. Es sei Gottes Wunder, wie dieses Land auch bisher das Meer von Leiden zu ertragen vermochte, das es ohne Glauben niemals hätte bestehen können: Kampf, Trauer, verwüstete Felder, vernichtete Leben, — und ein einziges Volk, das zu widerstehen versuchte! Er ist um dieses einzige Volk besorgt, so aber spricht man nur über etwas, was man als Eigenstes empfindet. Sein Vaterland schwebt nun in Gefahr, — schreibt er weiter —, und hier sei keine Zeit mehr zum Abwarten. Er lässt nicht zu, dass der Feind angreife, er kommt ihm zuvor. Die Hilfe der christlichen Gemeinschaft erbittet er aus dem Grunde, damit er, wenn er schon zu Kriege schreite, dies gründlich durchführen und den Heiden, den geschworenen Feind seines Vaterlandes und zugleich des christlichen Europas, endgültig aus Europa vertreiben könne. Wer diesen Brief geschrieben hatte oder schreiben liess, wer die gewohnten Wendungen des lateinischen Stils mit solch erschütternder Kraft des persönlichen Erlebnisses zu erfüllen vermochte, war zweifellos ein Ungar.

Bei Hunyadi gelangt der sich zu jener Zeit ausbildende Begriff „patria“ — „Vaterland“ bereits mit voller Kraft zum Ausdruck. Ungarn bedeutet für ihn viel mehr, als einfach das Gebiet, das seine Güter umfasst und von seinem König beherrscht wird. Unverkennbar

ist aber auch, dass sich sein Zusammengehörigkeitsgefühl auch auf das Volk dieses Landes erstreckt, auf jene Rasse, die alle bittere Last des grossen Kampfes allein trägt: Hunyadi fühlte das Volk Ungarns, das Ungartum als eigene Art, und so lebhaft er in anderen Briefen die Verwüstungen des Halbmonds auf dem Balkan schildert, so gewinnt seine Schrift doch nur dann ihre volle, erschütternde Kraft, wenn es sich um das Ungartum handelt. Seine Aufgabe empfand er als die des Ungartums. Seine Kämpfe führte er im Auftrag der ungarischen Stände. In einer 1452 an seinen Abgesandten erteilten Weisung betont er z. B., er spreche im Namen der ungarischen Herren, und nach seiner Niederlage auf dem Amselfelde tröstet er sich damit, dass er endlich heimkehren konnte zu den Ungarn, unter denen — Gott sei gedankt — das Einvernehmen und das Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten vollkommen sei, wodurch sich noch alles zum Guten wenden könne, ihre Seele sei durch die schwere Niederlage überhaupt nicht gebrochen; man habe ihm im Gegenteil gleich einen neuen Auftrag erteilt „zur weiteren Verteidigung des Vaterlandes und des Glaubens.“ Er spricht somit auch selbst aus, was seine Taten so offenkundig bezeugten, dass er die sittlichen Grundlagen für seine Handlungen und Zielsetzungen neben dem Glauben vor allem aus seinem Ungartum und aus dem Zusammenwirken mit den Führern des Ungartums schöpfte.

In seinen Plänen und Taten lag der Schwerpunkt auf dem Ungartum, sein Wirken verschmolz untrennbar mit der Geschichte des ungarischen Reiches und der ungarischen Nation. Nur als Beispiel sei erwähnt, dass gerade zu seiner Zeit auf dem Gebiete der staatsrechtlichen Organisation und der politischen Geltung der Kleinadel vordrang, der später, durch die verständnisvolle politische Erziehung König Matthias' gefördert, als Vorkämpfer und stärkster Verfechter des nationalen Gedankens auftrat. Dem Balkan gegenüber zeigte Hunyadi stets lebhaftes Verständnis; aber auch dies war der Gedankenwelt des Ungartums seiner Zeit nicht fremd, ja es fügte sich vorzüglich in die Jahrhunderte alten politischen Zielsetzungen des ungarischen Staates und in jene grosszügige Kulturarbeit ein, die das mittelalterliche Ungartum im Donauraum leistete: die Ausdehnung des ungarischen Einflusses und damit der höheren Gesittung des Abendlandes nach diesem abgelegenen Winkel der europäischen Welt.

Johann Hunyadi, der der zweiten Generation der aus der Fremde eingewanderten Familie angehörte, wurde bereits vollkommen ungarisch, so, dass wir ihn als kennzeichnenden Vertreter des vornehmen Ungartums seiner Zeit ansehen können; ja gerade in ihm prägt sich das ungarische Fühlen und Denken jenes Jahrhunderts vielleicht am kräf-

tigsten aus. Seine Freunde und Vertrauten wählte er aus dem Kreise des ungarischen Mitteladels. Auch seine Gattin Elisabeth *Szilágyi* entstammte einem in Südungarn begüterten ungarischen Herrengeschlecht. Ihre Kinder Ladislaus und Matthias erhielten eine vorzügliche Erziehung, die, der erstarkenden Strömung der Renaissance entsprechend, hervorragenden Humanisten übertragen war. Gleichzeitig wurde dafür gesorgt, dass in der Erziehung der Söhne das Ungarische besonders zur Geltung gelange. Dies erklärt, dass gerade sein Sohn Matthias das eigenartige Gedankengut des ungarischen Nationalgefühls im 15. Jahrhundert, den „skythischen“ Stolz und das Sendungsbewusstsein der „Schutzbastei“, in die klarsten Worte zu kleiden und am kräftigsten zu verkünden wusste.

Aus dem mit Vornehmen der Woiwodenschaft vermischten Geschlecht ungarischer Mitteleddelleute entsprossen somit in der zweiten und dritten Generation die beiden grössten Führer des Ungartums im 15. Jahrhundert. Gewiss gibt es auch heute noch Zweifler, denen diese einfache Tatsache nicht genügt. Solche gab es auch in der Vergangenheit. Die vom Glanz des königlichen Hofes Matthias' verblendeten Humanisten begnügten sich nicht mit der Wahrheit. Sie waren bemüht, die Gunst ihres Herrn so zu erwidern, wie dies Sitte und Mode ihrer Zeit vorschrieben. Die Persönlichkeit des Königs hüllten sie in das Gewand klassischer Beziehungen und führten seine Abstammung auf ein römisches Adelsgeschlecht zurück. Diese Theorie stammt von *Bonfini*; sie mag Matthias und seinem Sohn Johann, der bereits den Namen „Corvinus“ führte, gefallen haben, doch selbst die Zeitgenossen glaubten nicht besonders fest an sie. Schon hundert Jahre später spricht der ungarische Übersetzer der Chronik Bonfinis das Urteil aus, das ganze sei nichts als leere Schmeichelei. Er selbst, *Kaspar Heltai*, war jedoch schon zu weit von den einstigen, verborgenen Quellen der Wahrheit entfernt und suchte den einen Irrtum durch einen andern zu ersetzen.

Hunyadi, der wunderbare Held, ging vielleicht schon zu seinen Lebzeiten in den Sagenkreis seines Volkes ein. Da man von seiner Familie nichts wusste, wurde er zum natürlichen Sohn eines Königs erhoben. Es ist dies eine der ältesten und allgemeinsten Formen der volkhaften Sagenbildung, die von alters her auf eine lange Reihe grosser Männer Anwendung fand, einfach weil es die sagenbildende Phantasie so erforderte. Möglich, dass sich auch Hunyadi eine Zeit lang, am Anfang seiner jäh aufsteigenden Laufbahn, derartige Anspielungen nicht ungerne gefallen liess, konnte es doch nach dem Brauch der Zeit seinem Aufstieg nur förderlich sein, wenn man ihn für den natürlichen Sohn König Sigismunds hielt. Matthias, der gesetzliche König, dessen

Stammbaum von schmeichlerischen Humanisten bis zum ruhmreichen Rom zurückgeführt wurde, verachtete bereits dieses Gerücht und kümmerte sich nicht darum. Er vermochte jedoch nichts dagegen zu tun, und die Lust des Volkes am Fabulieren tat das Ihre: die bekannte Legende vom verliebten König, seiner verlassenen Geliebten und dem Raben, der den Ring stahl, nahm ihren Lauf. (Zur Erinnerung an diesen Raben soll Hunyadi das Wappen erhalten haben, das jedoch nach dem Zeugnis königlicher Urkunden bereits seine Vorfahren gebrauchten). Im Lichte der historischen Angaben erwies sich keine einzige Behauptung der Sage als wahr. Heltai nahm sie jedoch ernst, er schmückte sie auch aus Eigenem und erklärte Hunyadi schliesslich für den natürlichen Sohn des Königs Sigismund. Damit kam die Lavine ins Rollen: im Laufe der Jahrhunderte tauchten immer neue und neuere Theorien auf, je nach Neigung, Temperament und geistiger Einstellung ihrer Verfasser, die überall nach den Ahnen der Hunyadi forschten, sie auch an allen möglichen und unmöglichen Orten zu finden wussten, und mit hundert Erklärungen die ohnehin nebelhafte Abstammungsfrage noch mehr verwirrten. Die Wahrheit fiel durch das weite Sieb der Erinnerung und Dichtung in Vergessenheit.

Aus der Sicht eines halben Jahrtausends kann nicht mehr jede Einzelheit aufgeklärt werden, die den einstigen Wohlunterrichteten vielleicht noch gegenwärtig war. Aus dem, was sie uns überliefert haben, geht nicht mehr, aber auch nicht weniger hervor, als hier dargestellt wurde. Diese Tatsachen sind indessen nicht nur darum wichtig, weil sie Licht auf die Abstammung zweier grosser Nationalhelden des Ungartums werfen, sondern auch darum, weil sie einen ungemein lebendigen Einblick in den grossen volklichen Schmelztiegel gestatten, den die tausendjährige Vergangenheit des Ungartums darstellt. Das Ungartum war es, das im Donauraum lange Jahrhunderte hindurch Beständigkeit, Sicherheit, Ordnung und höhere Lebensformen bot. Dadurch zog es naturgemäss mit der Zeit zahlreiche wertvolle Bestände der umgebenden Gebiete und Länder an sich, wie es auch selbst viel eigenes Blut an seine weiteste Umgebung abgab. Seine organisatorische Kraft schuf auf diese Weise Ordnung und Fortschritt auf einem Gebiete, das ein uralter Friedhof der sich hier übereinander schiebenden und türmenden Rassen und Gesittungen war, wo sich vor dem Ungartum jedes andere Volk höchstens wenige Jahrhunderte, meistens aber nur Jahrzehnte zu halten vermocht hatte. Diese angestammte organisatorische, schöpferische und neuformende Kraft des Ungartums und der ungarischen Vergangenheit ist die wertvollste Lehre, die wir aus dem Beispiel des lebendigen Ungartums der Hunyadis entnehmen können.

BRAHMS' KONZERTREISE IN SIEBENBÜRGEN

VON STEPHAN LAKATOS

Das bedeutendste Ereignis der siebenbürgischen Konzertsaison im Herbst 1879 war zweifellos das schon vorher angekündigte Brahms—Joachim-Konzert. Irrtümlicherweise schreibt Ludwig Koch in seinem Aufsatz: „Brahms in Ungarn“ (Budapest, 1933), dass Brahms' Reise nach Siebenbürgen im Frühjahr 1879 stattfand. Die erste Station der Konzertreise war Temesvár, wo Brahms am 15. September 1879 mit Joachim in der Redoute spielte. Das Ereignis erweckte in der ganzen Stadt lebhaftes Interesse und abends begann eine förmliche Völkerwanderung zur Redoute; jeder wollte die beiden Künstler hören. Der Saal war vollkommen ausverkauft und das Publikum zollte den Vortragenden grössten Beifall. Am 19. September erscheinen in den Zeitungen umfangreiche Artikel über das Konzert.

Das Konzert hatte folgendes Programm:

1. Beethoven: G-Dur Sonate, Opus 30. (Joachim—Brahms.)
2. Bach: Chaconne. (Joachim.)
3. a) Gluck: Gavotte, b) Scarlatti: Kaprize. (Brahms.)
4. Spohr: Adagio. (Joachim—Brahms.)
5. Schubert: Andante. Scherzo. Marsch. (Brahms.)
6. Brahms: Violinkonzert. (Joachim—Brahms.)

Über Brahms schreiben die Zeitungen, er habe mit „ungeheurer Bravour“ und mit „sanftem Wohlklang“ gespielt und bei der Wiedergabe Schuberts „Kraft mit Liebreiz“ vereint. Einer der Kritiker beklagt sich über die schlechte Akustik des Saales, da diese „die Reinheit der Feinheiten“ beeinträchtigte. Die Presse weist darauf hin, dass Brahms als Komponist bedeutender ist, „obgleich seine Kompositionen der grossen Masse des Publikums noch nicht ganz zugänglich sind, was sich durch seine nicht alltäglichen, sonderbaren, jedoch immer originellen Gedanken und seine künstlerisch wertvollen Durchführungen leicht erklären lässt. Der Kritiker ist überzeugt davon, dass Brahms der begabteste Komponist seiner Zeit ist; dies beweist auch das vorgetragene Violinkonzert. Man bedauerte, dass dieses nicht mit Orchesterbegleitung vorgetragen werden konnte.

Im Restaurant zum Kronprinzen fand nach dem Konzert ein grosses Abendessen statt, an dem auch die Musikfreunde der Stadt teilnah-

men. Bei Champagner und in bester Laune wurden auf die Gäste mehrere Trinksprüche gesprochen. Nach dem Nachtmahl liessen sich die Künstler zum Bahnhof bringen, von wo sie, wie die damalige Zeitung berichtet, nach Pest fuhren. Das Konzert hatte im Rahmen des Philharmonischen Vereins stattgefunden. Die Künstler fuhren jedoch nicht nach Pest, sondern nach Arad, wo sie gleichfalls ein Konzert gaben.

Am 19. September 1879 spielen sie in Kronstadt. Schon am 5. September berichtet die *Kronstädter Zeitung*, dass Brahms gegen Mitte des Monats mit Joachim zwei Konzerte geben werde. Karten konnten in der Buchhandlung Zeidner gelöst werden, doch scheint der Vorverkauf den Erwartungen nicht entsprochen zu haben, da die Künstler nur an einem Abend spielten. Die *Kronstädter Zeitung*, aber auch der in Kolozsvár (Klausenburg) erscheinende *Kelet* („Osten“) berichten über diesen. Der Kronstädter Gesang- und Musikverein sorgte für den Empfang der Gäste, weitere Einzelheiten wurden jedoch nicht bekanntgegeben.

Bei dem Kronstädter Konzert gab es folgende Vortragsfolge:

1. Spohr: 8. Konzert. Gesangsszene. (Brahms—Joachim.)
2. Brahms: Zwei Kapriolen. (Brahms.)
3. Bach: Preludium, Menuette 1. und 2. Gavotte. (Joachim.)
4. a) Schumann—Paganini: Etüde. b) Gluck: Gavotte. c) Schubert: Scherzo. (Brahms.)
5. Joachim: Romanze aus dem ungarischen Konzert. (Joachim—Brahms.)
6. Beethoven: Sonate A-Dur Op. 47. Kreutzer gewidmet. (Brahms—Joachim.)

Ursprünglich war das in Temesvár gespielte Programm angekündigt, doch wurden später Veränderungen vorgenommen. Die Gavotte Glucks hatte Brahms wahrscheinlich in eigener Bearbeitung gespielt. Das Konzert erweckte lebhaftes Interesse und nach dem Konzert wurde zu Ehren der berühmten Gäste ein Abendessen gegeben, an dem 25 vornehme Persönlichkeiten Kronstadts teilnahmen. Zu Ehren der Gäste spielte das Stadtorchester unter der Leitung des Dirigenten *Brandner* und die Künstler wünschten auch einige Tschardas zu hören. Das gesellige Beisammensein dauerte bis nach Mitternacht, und die Gäste versprachen das schöne Siebenbürgen noch einmal zu besuchen. Brahms schien sich in Kronstadt recht wohl zu fühlen; er besichtigte die Stadt und unternahm auch Ausflüge in die Umgebung. Am 20. September setzten die Künstler ihre Reise nach Hermannstadt fort, wo sie Gäste des Musikvereins waren. Der Empfang und das Konzert verliefen ebenso, wie in Kronstadt, selbst ihr Programm blieb das gleiche. An der Spitze der Feierlichkeiten stand Musikdirektor *Hermann Boenicke*,

der damals bereits kränkelte und kurz nach dem Konzert Brahms' starb.

Ludwig Koch behauptet in seinem Aufsatz „Brahms in Ungarn“, Brahms hätte während seiner Konzertreise in Siebenbürgen auch Schässburg besucht. Angaben darüber habe ich nicht gefunden. Am 21. September hatte Brahms in Hermannstadt gespielt und die Tageszeitung *Kelet* berichtet (1879. S. 864), dass er mit Joachim am Nachmittag des 22. September in der Stadt angekommen sei. Somit konnten sie zwischen den Konzerten in Hermannstadt und Kolozsvár (Klausenburg) keineswegs auch in Schässburg auftreten; hatten sie jedoch auch hier zu spielen beabsichtigt, so hätte dieser Abend unbedingt zwischen den Konzerten in Hermannstadt und Kolozsvár (Klausenburg) stattfinden müssen.

Der feierlichste und zugleich herzlichste Empfang wurde den Künstlern während ihrer Konzertreise in Siebenbürgen in Kolozsvár (Klausenburg) zuteil. Bereits am 12. September 1879 berichtet die Zeitung *Kelet*: „Dem Publikum Klausenburgs steht ein ganz besonderer Genuss bevor, der Violinkünstler Joachim und der in ganz Europa bekannte Wiener Klaviervirtuose und geniale Komponist Brahms kommen noch im Laufe dieses Monats nach Kolozsvár (Klausenburg), wo sie ein Konzert geben werden. Mit diesem Ereignis kann nur der Besuch Liszt's verglichen werden... Als Klaviervirtuose ist Brahms einer der grössten seiner Zeit, doch ist er als Komponist noch bedeutender; er hat auch zur Förderung der ungarischen Musik viel beigetragen, wofür er von *Reményi* ungerechterweise angegriffen wurde“. Die Karten konnten in der Buch- und Musikalienhandlung Johann Stein im Vorverkauf gelöst werden.

Am 18. September 1879 bringt die Zeitung *Magyar Polgár* („Der ungarische Bürger“) das Programm des Konzerts in Temesvár, das auch in Kolozsvár (Klausenburg) gespielt werden soll. Ursprünglich schienen also die Künstler hier dieses Programm spielen zu wollen.

Ausser dem Ausschuss des Musikkonservatoriums war auch Bürgermeister Alexius Simon am Bahnhof zum Empfang der Gäste erschienen. Der Vizepräsident des Konservatoriums, Dr. Georg Hintz, begrüßte die Gäste mit folgenden Worten: „Verehrte Künstler, unsere lieben Gäste! Im Namen des Musikkonservatoriums von Kolozsvár (Klausenburg) habe ich die Ehre, Sie aufs herzlichste zu begrüßen und Sie bei uns willkommen zu heissen. Ich begrüße Sie, die grossen Künstler, die Ehrenmitglieder unserer Anstalt und danke Ihnen für Ihr Erscheinen, das uns die lang ersehnte Gelegenheit bietet, Sie kennenzulernen und Ihre Kunst zu geniessen. Empfangen Sie dafür unseren

innigsten Dank und seien Sie überzeugt, dass die kurzen Augenblicke, die Sie bei uns verbringen werden, unserem musikliebenden Publikum, besonders aber jedem Mitglied unserer Anstalt unvergesslich bleiben werden. Seien Sie herzlichst willkommen; wir wünschen Ihnen ein Ihrer Kunst, Ihrem erhabenen Beruf geweihtes, langes Leben! . . .“

Nach dieser in ungarischer Sprache gehaltenen Rede wiederholte Dr. Georg *Hintz* seine Begrüßungsrede auch deutsch. Die Gäste dankten für den Empfang und fuhren in Begleitung des Bürgermeisters *Simon* und des Ausschusses des Konservatoriums in das Hotel National, das an der Stelle des heutigen Hotels New-York stand. Ausser den amtlich erschienenen Persönlichkeiten erwartete die Künstler auch ein zahlreiches Publikum. In Gesellschaft einiger Mitglieder des Konservatoriums erschienen sie noch an demselben Abend im Speisesaal des Hotels, wo sie dem Spiel des berühmten Zigeunerprimas *Johann Salamon* mit grossem Interesse lauschten. Dieser tat auch sein Bestes und brachte die Gäste mit seinem Spiel in beste Stimmung, jede Nummer wurde mit begeistertem Beifall belohnt. Die Künstler bildeten den Mittelpunkt des im Restaurant versammelten Publikums; um zehn Uhr zogen sie sich bei den Klängen des *Rákóczi-Marsches* zurück. Am nächsten Vormittag erschien eine Abordnung des Musikkonservatoriums bei den Künstlern und übergab ihnen als Ehrenmitgliedern das Ehrendiplom.

Am 23. September fand das Konzert in der städtischen Redoute statt. Die Künstler stellten fest, dass sie während ihrer ganzen Konzertreise in Siebenbürgen kein schöneres und vornehmeres Publikum vor sich hatten. Auch aus der Umgebung — aus *Dés*, *Nagyenyed*, *Szamosújvár* — hatte das Ereignis zahlreiche Gäste nach *Kolozsvár* (*Klausenburg*) gelockt. Bei ihrem Erscheinen wurden die Künstler mit stürmischem Applaus empfangen. Sie spielten dasselbe Programm, wie in *Kronstadt* und *Hermannstadt* und ernteten grossen Beifall.

Nach dem Konzert wurde in der Redoute ein Bankett gegeben, an dem 36 Personen teilnahmen. Ausser dem Obergespan *Graf Koloman Eszterházy*, dem Bürgermeister *Alexius Simon* und dem *Vizegespan Nikolaus Gyarmathy* waren alle jene Persönlichkeiten erschienen, die in Wissenschaft, Musikpflege und im gesellschaftlichen Leben der Stadt etwas bedeuteten. Das Nachtmahl und die Weine waren vorzüglich und die Zigeunerbande *Johann Salamons* sorgte für die Stimmung, so dass die Gesellschaft bis nach Mitternacht beisammen blieb. Den ersten Trinkspruch sprach der Obergespan, nach ihm der Bürgermeister im Namen des Publikums der Stadt, schliesslich brachten der *Vizegespan*,

der Direktor des Konservatoriums *Oberti* und noch viele andere Toaste auf die Gäste aus.

Am 24. September 1879 fuhr Brahms mit dem Nachmittagszug aus Kolozsvár (Klausenburg) nach Pest. Vormittag besichtigte er noch die Stadt und ihre Sehenswürdigkeiten. Er besuchte auch den berühmten Photographen *Veress*, von dem er Lichtbilder der schönen Landschaften Siebenbürgens erhielt. Die Gäste wurden vom Ausschuss der Musikschule zum Bahnhof begleitet, wo auch der berühmte Polyhistor Siebenbürgens, *Samuel Brassai*, zum Abschied erschien. Brahms gefiel die Stadt so sehr, dass er im nächsten Jahr wiederzukommen versprach, um in die Umgebung Ausflüge zu machen. Leider blieb dies nur ein Versprechen . . .

OSZK
Országos Széchényi Könyvtár

VATER HINTER DER TÜR

ERZÄHLUNG EINES KLEINEN JUNGEN

VON MARIA R. BERDE

Die ersten Jahre meines Lebens sehe ich ganz in weiss. Weisse Zimmer, weisse Kittel, weiss glänzendes Silber in der Vitrine und das weisse Lächeln meiner Mutter.

Was danach kam, war alles schwarz. Ein schwarzbespanntes Zimmer und schwarzes Tor, schwarze Kleider und Schleier, auf dem Schreibtisch meiner Mutter Briefpapier mit schwarzem Rand und an ihre Augen gepresst ein schwarzgerändertes Taschentuch.

Ich war noch klein und ein Dummchen, aber meine neunjährige Schwester Lula belehrte mich ernsthaft, dass ich jetzt nicht lärmern oder schreien und noch weniger lachen dürfe, weil Mutter sonst noch lauter schluchzen würde. Wie Mäuschen huschten wir durch das Haus, und da wir immer schweigen mussten, gewöhnten wir uns das Lauschen an.

Mein jüngeres Schwesterchen, das nur drei Jahre alt war, gewöhnte sich daran, indem es nur dann einschlief, wenn man ihm etwas vorsang. Mutti aber mochte nicht mehr singen. Zur Zeit des Schlafengehens öffnete sie die Tür zum Wohnzimmer und zog die Spieluhr in der Vitrine auf, dann ging sie in die Küche, um die Musik nicht zu hören. Bis unser Schwesterchen Katka einschlief, unterhielt ich mich mit Lula; sie liess den Kopf am Bettrand herabgleiten, und ich kniete mich in meinem Bettkasten hin, so erreichte gerade der Mund das Ohr des andern.

— Lula — flüsterte ich ihr einmal zu — warum hast du heute geweint? Und warum hast du Mutti gesagt, dass du nicht geweint hättest?

— Das habe ich gesagt, weil sie es nicht wissen darf.

— Was darf sie nicht wissen?

— Schwöre, dass du schweigen wirst.

— Ich schwöre.

— Wirst du jede Nacht in einem Dornbett schlafen, wenn du es verrätst?

— Ja.

— Weisst du ... erinnerst du dich ... hast du die grosse Goldkette von Mutter gesehen, die mit den schönen Diamantenblumen, von der Tante Kati sagte, sie sei sehr alt und solche gäbe es heute nicht mehr?

— Ja, ich erinnere mich.

— Pst! Als wir heute aus der Schule kamen, sagt Alice Gál: Mädels, sehen wir uns ein bischen die Schaufenster an. Weisst du, wir suchen uns immer etwas aus, was wir kaufen würden, wenn wir Geld hätten. Wir

kommen zu dem Juwelier Salamon, der immer so schöne rote Perlen hat. Auf einmal ruft Alice: Sieh mal, Lula, diese Halskette ist genau so, wie die von deiner Mutter, dabei hast du behauptet, solche gäbe es nicht mehr... du hast also gelogen.

Marianne stiess Alice an, und sie flüsterten miteinander. Ich zitterte sehr, denn ich hatte doch wirklich nicht gelogen, aber ich zitterte auch darum, weil ich auch andere Sachen im Schaufenster erkannte; weisst du, all das, was bei uns in der Vitrine war; du, Brüderchen, stell dir vor, die silbernen Leuchter und auch die schöne Samtkassette, in der die vielen glänzenden Messer, Gabeln und Löffel sind.

— Diese Sachen lässt jemand verkaufen, — sagte nun Marianne. — Sieh mal, da ist der Zettel „In Kommission“.

— Na, da hast du umsonst geprahlt, Lula, dass dir die Halskette gehören wird, wenn du gross bist... Wir wollen doch mal sehen, ob nicht auch die berühmte zweihundertjährige Spieluhr da ist — sagte Alice und rümpfte die Nase.

Ich kam nach Hause und schlich ins Wohnzimmer. Die Vitrine war leer. Nur die Spieluhr war noch drin, von der Katka einzuschlafen pflegt.

Lula begann leise zu weinen, und ich legte erschrocken die Hände um ihren Hals. Warum lassen wir die Halskette und die Silberkassette verkaufen?

An einem andern Abend hatte ich ihr etwas zu erzählen.

— Du, Lula, sagte ich, heute war die Tante da, weisst du, die immer so oft „übahaupt“ sagt... ich versteckte mich hinter dem Vorhang, um endlich einmal zu erfahren, wer oder was das „übahaupt“ ist... und weisst du, da kam ein Mann herein und gab Mutter etwas. Als der Mann weggegangen war, sagte Mutti:

— Siehst du, Klari, die früheren Patienten meines Mannes bringen noch immer etwas Geld.

— Ach, mein Herz, seufzte die Tante, das ist schon so. Der tote Vater steht noch ein halbes Jahr hinter der Tür. Lula... verstehst du das?

— Ich?... Wie soll ich das verstehen, sicher hast du es nicht richtig gehört.

— Also ich habe es verstanden, und es muss auch wahr sein, denn Mutti antwortete: Ja, er ist wirklich dort, das sehe ich jeden Tag.

— Aber das ist doch komisch. Warum können wir dann Vater nicht auch sehen?

— Weil... weil wir ihn noch nie gesucht haben. Aber morgen nachmittag, wenn Mutti auf den Friedhof geht und du zur Klavierstunde, werde ich ihn suchen.

— Gut... dann können wir ihm wenigstens das mit dem Schmuck erzählen. Wir werden ihn bitten, Mutter Geld zu schicken, damit wir die Sachen aus dem Schaufenster herausnehmen können, und dann wird Alice Gál nicht mehr über uns lachen.

Am nächsten Tag streifte ich nach der Schule kreuz und quer durch das ganze Haus. Ich lief auf den Flur des Hausherrn hinüber und auch auf den Boden, hinter jeder Tür suchte ich meinen Vater. Entsetzlich fürchtete ich mich vor dem Augenblick, wo ich ihn sehen werde. Mein Gott, wie mag er aussehen? Ob er das gelbe, versteinerte Gesicht hat, mit den Adern auf der Stirn, wie im Sarg?

Zur Vesperzeit sah mich Lula fragend an. Verneinend schüttelte ich den Kopf. Abends legte ich mich sehr betrübt hin. Lula flüsterte:

— Du ... wir sind grosse Esel. Vater hat man doch im Sarg weggetragen. Nur seine Seele lebt noch, und die Seele kann man nicht sehen. Hinter der Tür kann nur die Seele sein.

— Wie schlau du bist, Lula! Kann man denn mit einer Seele sprechen?

— Natürlich kann man das. Der liebe Gott ist auch eine Seele, und der Herr Pfarrer hat uns gelehrt, dass das Gebet ein Gespräch mit Gott sei. Weisst du was? ... Beten werden wir zu Vater, dass er helfen möge ... Du, ich weiss auch schon, welche Tür es ist. Sicherlich die am Ende des Flurs, denn die geht ins Freie, und als Vater starb, da hat die Pflegerin das Fenster geöffnet, damit die Seele hinausfliegen könne. Sicher steht sie hinter der Flurtür, damit sie in den Himmel aufsteigen kann, wenn sie will. Von jetzt an wollen wir dorthin beten gehen ...

Jeden Morgen blieb Lula nun, wenn wir zur Schule aufbrachen, hinter der Flurtür stehen. Sie stammelte irgend etwas, auch in meinem Namen, denn ich kannte damals nur das Gebet: Müde bin ich, geh zur Ruh. Aber Lula betete vergeblich, der Schmuck kam nicht zurück, ja sie kam eines Tages mit verweinten Augen aus der Schule. Das ganze Gesicht war so verweint, dass sie die Tränen vor Mutter nicht verheimlichen konnte.

— Was hast du, Lula?

— Die Lehrerin hat mit mir geschimpft.

— Was hast du getan?

— Ich habe mich schlecht benommen.

Mutter sah sie streng an.

— Waisenkinder müssen Musterkinder sein!

Die arme Lula. Sie war in der Schule wie ein Engel. Ich sah, dass sie die aufsteigenden Tränen unterdrückte. Aber sie hielt es nur bis zum Abend aus. Im Bett umarmte sie mich.

— Brüderchen ... flüsterte sie, mit mir ist etwas Schreckliches geschehen. Alice Gál hat sich vor meine Bank hingestellt und gerufen: Lula, wann zieht ihr in das feine hohe Haus? Im Frühjahr hast du gesagt, dass ihr zum Herbst in solch ein Haus zieht. — Damals lebte noch mein Vater — antwortete ich. Dann sah ich während der Stunde, wie die Mädels einen Zettel von Hand zu Hand geben. Sie sahen mich an und lachten. Als der Zettel zu Marianne kam, riss ich ihn ihr aus der Hand. Ein Vogelbauer war darauf gezeichnet und darunter stand: Lulas hohes Haus. Und ... und in der Pause kam Alice zu meiner Bank und sagte: Sie sollen es wissen,

ich habe mich nur deshalb mit Ihnen geduzt, weil Sie geprahlt haben, dass Sie in ein hohes Haus ziehen. Von jetzt an duzen Sie mich nicht mehr.

Lulas Worte ertranken in Bitterkeit.

— Wo ziehen wir denn hin — fragte ich.

— Wohin? . . . Ich weiss es schon. Marianne hat es von ihrem Vater gehört, dass Mutter draussen in der Csibi-Gasse ein kleines Haus gekauft hat und dass wir von jetzt an dort wohnen werden, denn wir haben nur aus dem Verdienst Vaters gut leben können. Und das Geld, das wir für die Halskette und für die silbernen Messer und die Leuchter bekamen, brauchten wir für das kleine Haus.

Am nächsten Morgen betete Lula viel länger hinter der Tür. Aber es kam keine Hilfe. Aus dem grossen Haus sollten wir zu Neujahr ausziehen, Mutter packte schon . . . Und Vater hinter der Tür blieb taub auf unser Flehen. Aber es geschah noch etwas Schreckliches. Gegen Weihnachten wurde Katka krank, sie bekam Lungenentzündung. Sie lag im Wohnzimmer, denn der Onkel Doktor hatte gesagt, dass dort die Luft am besten sei und auch die Sonne hereinscheine. Wie eine rote, aufgepustete, keuchende Blase lag sie da. Ständig wimmerte sie und hörte damit nur auf, wenn die Uhr zu musizieren begann.

Zum erstenmal seit einem halben Jahr weinte Mutter nicht mehr in einem fort. Erschrocken lief sie hin und her oder wachte bei Katka. Und manchmal seufzte sie auf (wir hörten es): O mein Gott, verzeih mir, jetzt sehe ich, wieviel ich noch zu verlieren habe! Katka aber röchelte und seufzte nur. Doch sie schwieg, sobald die Uhr musizierte. Und Mutter liess die Uhr die ganze Nacht hindurch spielen. Es waren schreckliche Nächte; Musik, Husten und Seufzen, und wir beide, Lula und ich, erstarrten — in diesem Durcheinander ganz uns selbst überlassen — in fürchterlicher Angst.

Der Onkel Doktor aber sagte, wir sollten es vor dem Frühjahr gar nicht versuchen, von hier wegzuziehen. Wenn wir Katka jetzt in die Kälte hinausbringen würden, wäre es aus mit ihr.

Unsere liebe Mutter rang die Hände.

— Mein Gott . . . wenn ich nur wüsste, wovon . . . noch ein Vierteljahr . . . diese hohe Miete hervorbringen.

Sie ging zur Vitrine und nahm die wunderschöne Spieluhr heraus. Katka schrack auf:

— Mama . . . Mama . . . fass' meine Uhr nicht an . . .

Mutter bedeckte die Uhr mit ihrer Schürze und wollte sie so aus dem Zimmer tragen.

— Wenn du meine Uhr wegnimmst, geh ich fort und komme nie wieder . . .

Die arme Mutter ging ins Esszimmer, kniete nieder und begann zu weinen. Den ganzen Nachmittag passte Katka auf die Uhr auf, so schlief sie ein. Da stibitzte Mutter die Uhr hinaus und drückte sie uns in die Hand.

— Lula . . . du bist ein vernünftiges grosses Mädchen. Geh, du verstehst mich . . . wir bleiben noch ein Vierteljahr hier, aber wir können doch nicht

beim Hausherrn betteln, die Familie deines Vaters bettelt nicht. Heute ist der zwanzigste . . . der Hausherr kommt herauf, um zu fragen, was werden soll. Bring die Uhr zu Salamon.

Lulas Gesicht wurde fiebrig. Sie zog mir den Mantel an, ergriff meine Hand und nahm die Uhr unter den Arm. Auf dem Flur war es schon fast ganz dunkel. Schnell liefen wir zur Tür. Lula öffnete sie, kniete hinter der Tür nieder, zog auch mich nach sich und faltete meine Hände. Ich dachte, sie würde wieder über den Schmuck und die Halskette klagen und dass ihre Freundinnen sie nicht mehr zu sich einladen und dass sie über ihre geflickten Schürzen lachen. Aber sie betete etwas ganz anderes.

— Vater, lieber guter Vater, wir bitten dich, gib nichts zurück, aber auch gar nichts, wir brauchen die Kette nicht, auch nicht die Silbermesser, ich schäme mich nicht mehr wegen des kleinen Hauses, wenn wir doch nur hineinziehen könnten, wenn doch nur die kleine Katka gesund wäre. Aber lieber guter Vater, diese Uhr lass uns nicht verlieren, schick auf irgendeine Weise Geld, denn Katka . . . Katka wird weinen und dann hustet sie und stirbt, wenn die Uhr nicht spielt. Und Geld brauchen wir auch, damit wir bis April nicht wegzuziehen brauchen, sonst stirbt Katka auch. Liebes gutes Väterchen, heute vor einem halben Jahr bist du gestorben, du müsstest noch hier stehen . . . nicht wahr, du erhörst uns?

Ich hörte Schritte auf der Treppe, als ob jemand vorbeihuschte. Aber Lula achtete nicht darauf, laut weinend betete sie nur.

Als Katka morgens aufwachte, wollte sie nicht einmal einen Löffel Milch einnehmen. Sie presste die Zähne zusammen.

— Erst soll die Uhr Musik machen . . .

Mutter flehte und bat, aber in einem fort sagte sie nur:

— Erst soll die Uhr Musik machen . . .

Mutter lief hinaus und warf sich auf das Sofa. Lula und ich krochen zusammen und schwiegen. Katka will nicht essen . . . Katka wird sterben . . . Vater war doch nicht hinter der Tür. Das furchtbarste Entsetzen schnitt in unser kleines Herz: es gibt keine Wunder, keinen lieben Gott.

Da klopfte es. Der Hausherr kam. Er sagte zu Mutter, es müsse ein Irrtum sein, aber die Miete sei bis April bezahlt. Vater hätte sie bezahlt . . . vielleicht sei die Quittung noch irgendwo.

Während er sprach, wurde er rot und blickte Lula lange und zärtlich an.

Als er gegangen war, sagte Mutter:

— Lauf nach der Uhr.

Wie der Blitz flogen wir zu Salamon. Die Uhr zogen wir schon im Esszimmer auf, und mit sieghafter Musik marschierten wir ins Wohnzimmer. Mutter kniete vor Katkas Bett. Katka setzte sich auf und begann zu klatschen. Mutter aber lächelte, zum erstenmal seit einem halben Jahr. Im Frühjahr stellte Lula jeden Tag frische Blumen in die Türecke.

Nach einiger Zeit, als wir uns schon an die Csibi-Gasse, an das kleine Haus, die geflickte Schürze und die armen Freunde gewöhnt hatten und

vor Mutter auch Vater erwähnen konnten, ohne dass sie laut aufgeschluchzt hätte, erzählten wir ihr, warum wir immer Blumen in die Türecke gestellt hätten.

Mutter stutzte, dann sagte sie:

— Vielleicht kam gerade der Hausherr die Treppe herauf und hat euer Bitten gehört. Denn die Quittung habe ich nie bekommen, dabei war euer Vater immer sehr ordentlich in seinen Sachen.

— Nein, nein. Vater war hinter der Tür, er hat unser Gebet erhört — erklärten wir ganz entschieden.

Mutter aber schloss die Augen und erwiderte sanft:

— Und er wird immer dort sein, solange ihr daran glaubt.

OSZK
Országos Széchényi Könyvtár

ELEGIE ÜBER KALOTASZEG

ZOLTÁN JÉKELY

Der Kirchengarten wird jetzt bunt und bunter,
Ein duftend, schäumend, wogend Blütenmeer.
Im weichselroten Kleidchen geht darunter
Klein Agnes, Primeln pflückend, hin und her.
Ihr Füßchen blitzt im feuchten Grase munter.

Und von den Hügeln leise Lieder schweben.
Der Hacke Stahl auf stein'ger Erde klingt.
Vom Schweiss durchweicht muss Frucht der Boden geben.
Zehnhundert Jahre flohn schon hin beschwingt
Ob ihm, auf dem auch noch die Toten leben.

Schon spriesst das Knabenkraut im Totengarten
Auf baumlos-ingesunkner Gräber Reihn,
Drin Pfarrer, Bauherrn der Urständ warten.
Verwandt und ähnlich ist drin jed' Gebein,
Das hier als Erb' Jahrhunderte bewahrten.

Aus sonndurchstreiftem Dämmer, Apfelmäulen
Silbert ein kleiner Pavillon heraus,
Den Malvensträucher, knospend frisch, umsäumen.
Der Mutter Bilder von der Wand im Haus
In ihre Mädchenzeit zurück sich träumen.

Hier sommert ich im Jahre dreiunddreissig
Verträumt, verregnet, seelisch tiefgepresst.
Dass ich nicht umkam, wundert mich noch fleissig.
Die Todessehnsucht hielt mich täglich fest
Im Sommer, der da roch nach Unkraut schweissig.

Wie einer, der in seinen letzten Zügen
Mit einem Blick das ganze Zimmer trinkt,
Schlüpft' meine Seele, wie aus vollen Krügen,
Das ganze Dorf — solang der Tag geblinkt —
Mit seinen Wundern, Tränen und Vergnügen.

Mein Fenster auf die Büffelberge staunte,
Auf denen Tannen starrten, sturmzerzaust.
Wie schwarze Jahre, die das Leid durchraunte,
Sind Regenschauer über sie gebraust,
Die Bäume schwankten, wie der Weingelaunte.

— Tut diesem waisen Volk ja nichts zuleide! —
Sprach ich zum wüsten Wisent-Wolken-Zug.
— Dem Bluthund-Los fällt's sowieso zur Weide! —
Und sieh, die Schwarzen hemmten ihren Flug,
Nur Fetzen riss der Sturm vom Tannenkleide.

Sonntage gab's dort, die mir seltsam schienen:
Putz, Buch mit grossem Druck und Kirchengang.
Wehmüt'ge Andacht auf steinharten Mienen.
Die Psalmen ich mit ihnen brausend sang.
Zum Wundertier musst' ich den Jungfern dienen.

Und nachmittags? Im Tanz heisst es sich drehen!
— Goldännchen, komm! Nicht wahr, du hüpfst mit mir?
Du hast noch keinen solchen Tanz gesehen!
Nie schautet einen solchen Tänzer ihr!
Vor Staunen wird die Welt darob vergehen! —

Wie dreht mit mir sich flink die Frau, die junge!
Die Tenne dröhnte von der Stiefel Wucht.
Neugier'ge Augen folgten unsrem Schwunge.
— Das Messer zückt nach mir die Eifersucht! —
So dacht' ich und entliess mein Paar im Sprunge.

— Zeigt, Burschen, was ihr könnt jetzt den Gevattern! —
Und in der Mitte vier der Strammsten stehn.
Die Erde staubt. Die Stiefelschäfte knattern.
Im Männertanz ist Drehn ein Sturmeswehn.
Nass klebt das Haar. Die Hemden los entflattern.

— Hau fest die Diele! Tu sie nicht bedauern!
Schier wirst du hier was andres nicht mehr hau'n...
Schmeiss' ab die Kleider, die dich steif ummauern!
Wirst du sie lang noch als dein Eigen schau'n?
Wer weiss, ob nicht schon Räuber auf sie lauern? —

Es wurde Nacht. Der Pavillon, der kühle,
Er harnte, wie das Loch der Eule, mein.
Vergebens harnten Annens meine Pfühle.
Der Holzwurm war mein Hausgenoss allein.
Der Kerzenstumpf auch, der gespensterschwüle.

Im Garten spukt ein Pfaff auf Geistersohlen.
Bei faulen Kreuzen wird ein Flimmern wach.
Die Totenuhr pickt in der Schwelle Bohlen,
Als stellt die Arme ihrem Pärchen nach.
Mein Herz, du warst der Wurm, der nagt verstorhen!

Auf einmal hör' ich aus der Schenke klingen
Der Burschen Sang, der bang durchs Dunkel zieht.
Vom Tode und vom Abschiedskuss sie singen.
Hör', bittere Seele, du, ihr wehes Lied!
Trost kann vielleicht ihr grosser Gram dir bringen.

— Sag, wirst du mich beweinen, Anna süsse?
Wo Bessarabien ist? Am End' der Welt!
Hinunterbaumeln lass ich dort die Füsse ...
Dein Sohn, Kalotaszeg, fällt dort als Held.
Das zorn'ge Meer brüllt dort mir Scheidegrüsse.

Soll mich vielleicht des Schmugglers Blei erschliessen
In der Dobrutscha aus des Feindes Hand?
Ich frag' noch einmal — lass dich's nicht verdriessen —
Sag, Ännchen, wenn der Tod mich umgerannt,
Wird dir des Nachts um mich die Träne fliessen? —

Dann ward es still. Man hört nur Hundsgebelle.
Der Regen prasselte aufs Schindeldach.
Der Borkenkäfer zählte in der Schwelle
Die langsam wallenden Minuten nach.
Ich lauschte, halb gewiegt von Schlafes Welle.

— Du kleiner Wurm, verborgen Hausgesinde!
Das faule Holz ist deine ganze Welt!
Du lebst dein Leben drin, das ewigblinde.
Die Doppelnacht dich tief umfangen hält,
Die in zwei dunkle Nächte teilt die Rinde.

Sag, welche Sehnsucht peitscht dich, dort zu bohren?
Und was geschieht, triffst du nicht an dein Paar?
Du bohrst und bohrst, entgegen türmt dir, Toren,
Als Moderkatarakt sich Jahr um Jahr ...
Weiss ich 's vielleicht, welch Ziel mir ist erkoren?

O lass' uns schlafen! Schlummre, Unruhkäfer!
Es wiege, lulle uns die Stille ein!
Durchschwärmen wir die Nacht als faule Schläfer?
Was mag bei dir der Sinn des Glückes sein?
Hörst du? Es flöten schon die frühen Schäfer!

Vollbackig lässt das Horn der Schweinhirt tuten.
Im Ochsenpfad, im Radgeleise lässt
Medardus seinen Dreck, den schwarzen, fluten.
Ich nehme Abschied vom armsel'gen Nest.
Gott segne dich, mein Dorf in Morgengluten!

Gott segne, Pfarrhaus, dich und deine Leute!
Dich, alten Brunnen, auch, der mich getränkt!
Dem, der verlassen muss die Heimat heute,
Dem tollen Jungen eine Träne schenkt!
Heim zieht ihn bald der Glocken fern Geläute...

Er kommt zurück, wenn nicht im Leib, — im Geiste.
Tags hockt er dann auf deiner Treppe, Gruft.
Die wachen Mädchen schreckt der Grabentgleiste.
Er schwebt des Nachts als Schemen durch die Luft.
Der Hahnenschrei verscheucht ihn erst, der dreiste.

Und meine Lieben blieben still zu Hause.
Auf meinen leeren Stuhl setzt sich die Katz'.
Man trinkt den Kaffee ohne mich zur Jause,
Weint, sieht man den von mir verlassnen Platz,
Als hielte mich Honduras fest, das grause.

Man sagt: — 's ist wie im Märchen zugegangen.
Zum Teiche zog auch ihn ein heiss Verlangen.
Die Nixen haben ihn gelockt, gefangen. —
— Mach zu das Tor! Wozu soll 's offen stehen?
Den jungen Herrn wir niemals wieder sehen! —

Übersetzt von Friedrich Lám

ILONA GÖRÖG

SZEKLER VOLKSBALLADE (KOM. UDVARHELY)

AUS DER SAMMLUNG VON B. VIKÁR

Tempo giusto.

Ster - ben will ich, ster - ben,
 hör' mich liebe Mut - ter (hñ)
 Schön I - lo - na we - gen
 gern gäb' ich mein Le - ben.

Stirb nicht mein Sohn, stirb nicht,
 László Bertelaki,
 Ich lass' dir zum Staunen
 Eine Mühle bauen,

Wo der erste Stein wird
 Weisse Perlen spenden,
 Wo der zweite Stein wird
 Silbermünzen schenken.

Um dies zu bewundern
 Kommen all' die Jungfern,
 Kommen wird noch eine:
 Schön Ilona deine.

Lass' mich Mutter, lass' mich,
 Lasse mich doch gehen,
 Wundermühle sehen,
 Wundermühle sehen!

Nein, ich lasse dich nicht
 Schön Ilona gehen,
 Netze will man legen,
 Fischlein kommt ums Leben.

Sterben will ich, sterben,
 Hör' mich liebe Mutter,
 Schön Ilona wegen
 Gern' gäb' ich mein Leben.

Stirb nicht mein Sohn, stirb
 László Bertelaki, [nicht,
 Ich lass' dir zum Staunen
 Einen Turm erbauen.

Er wird mit der Spitze
 An dem Himmel streifen
 Und in seiner Breite
 An die Donau reichen.

Um dies zu bewundern
Kommen all' die Jungfern,
Kommen wird noch eine:
Schön Ilona deine.

Lass' mich Mutter, lass' mich,
Lasse mich doch gehen,
Den Wunderturm sehen,
Den Wunderturm sehen!

Nein, ich lasse dich nicht
Schön Ilona gehen,
Netze will man legen,
Fischlein kommt ums Leben.

Sterben will ich, sterben,
Hör' mich liebe Mutter,
Schön Ilona wegen
Gern' gäb' ich mein Leben.

Stirb mein Sohn, stirb mein Sohn,
László Bertelaki!

Um dich zu bewundern
Kommen alle Jungfern,
Kommen wird noch eine: *
Schön Ilona deine.

Lass' mich Mutter, lass' mich,
Lasse mich doch gehen,
Wundertoten sehen,
Wundertoten sehen!

Nein, ich lasse dich nicht
Schön Ilona gehen,
Netze will man legen,
Fischlein kommt ums Leben,
Von der Mutter will man *
Schön Ilona nehmen!

Steh auf mein Sohn, steh auf,
László Bertelaki,
Für die du gestorben,
Steht vor deinen Füßen!

Sah schon manchen Toten,
Aber keinen solchen,
Dessen Füße stehen
Sprungbereit zum Gehen,

Dessen Arm' sich heben
Nach dem schönsten Wesen,
Und die Lippen beben
Heissem Kuss entgegen! —

Übersetzt von Elinor Hlaváts

* Die zweite Hälfte der Melodie wird wiederholt.

Die ungarische Universität Siebenbürgens. Seit der Rückgliederung des nördlichen Siebenbürgens durch den zweiten Wiener Schiedsspruch der Achsenmächte nahm das geistig-kulturelle Leben dieses Landesteiles einen auffallend raschen und erfreulichen Aufschwung. Bereits einige Wochen nach dem Einmarsch der ungarischen Truppen, am 24. Oktober 1940. wurde die Franz Josef-Universität in Kolozsvár (Klausenburg) eröffnet, die seitdem — ebenso wie vor dem Gewaltdiktat von Trianon — den natürlichen Mittelpunkt für das geistige Leben in Ostungarn bildet. Über Vergangenheit, Gegenwart und weitere Aufgaben dieser Universität erschien unlängst unter dem oben angeführten Titel ein stattlicher Band als Veröffentlichung des *Siebenbürgischen Wissenschaftlichen Institutes*, herausgegeben von Gyula Bisztray, T. Attila Szabó und Ludwig Tamás. Der Band enthält zunächst die Ansprachen der Eröffnungsfeier. Den wissenschaftlichen Teil eröffnet die umfangreiche Studie von Gyula Bisztray „Wissenschaftliches Leben und Universitätsgedanke in Siebenbürgen“, die weit über das im Titel angegebene Thema hinausgehend einen lebendigen Aufriss der Geistesgeschichte Siebenbürgens in den letzten vier Jahrhunderten bietet. T. Attila Szabó behandelt die Geschichte des „Siebenbürgischen Museum-Vereins“, Ladislaus Makkai die Geschichte der ungarischen Universität in Kolozsvár (Klausenburg) 1872—1919, Alexander Biró ihre Geschichte während der Rumänenherrschaft, vitéz Iván Nagy die Jahre des Exils in Szeged, Ludwig

Tamás Entstehung und Zielsetzungen des *Siebenbürgischen Wissenschaftlichen Instituts*. Vom Blickpunkt der europäischen Wissenschaft verdienen vor allem zwei Beiträge des Bandes Beachtung: Ladislaus Gáldi legt den Einfluss der ungarischen Wissenschaft und der Universität in Kolozsvár (Klausenburg) auf die gelehrten Bestrebungen des Rumänentums dar, Ladislaus Mátrai bestimmt die Stellung der Universität in der europäischen Wissenschaft. Die Ergebnisse Mátrais verdienen auch vom Standpunkt der europäischen Gelehrtenegeschichte aus Aufmerksamkeit: er würdigt eingehend die Tätigkeit der grossen Universitätslehrer und weist mit besonderem Nachdruck auf ihre internationalen Beziehungen hin. In Kolozsvár (Klausenburg) wirkte der letzte ungarische Polyhistor Samuel Brassai, ein Vorläufer Taines, der sich namentlich um die Erforschung ungarischer Volksmusik verdient machte und die neuen Grundsätze des modernen Sprachunterrichts bereits vor Viëtor verkündete; hier wirkte einer der ersten Vertreter der vergleichenden Literaturwissenschaft in Europa, Hugo von Meltzl, Herausgeber der ersten einschlägigen Fachzeitschrift, der *Acta Comparationis Litterarum Universalium*, einer Vorläuferin der Vierteljahrschrift Max Kochs. Von den anderen, auch im Ausland wohlbekannten Professoren der Universität heben wir hervor: Aurel Török, den Reformator der Schedelkunde, Karl Böhm, den Schöpfer des ersten ungarischen philosophischen Systems, Melchior Palágyi, den Meister Klages', Akos von

Pauler, den ersten Verkünder der objektiven Logik, Karl Torma, den Mitarbeiter Mommsens, August Kanitz, den Erforscher der Pflanzenwelt des Balkans; noch zahlreiche andere Historiker, Juristen und Sprachwissenschaftler wären zu nennen, die sich in der europäischen Wissenschaft einen guten Namen erwarben. Nichts spricht für die nationale und europäische Bedeutung der Universität überzeugender, als die Namensliste ihrer Professoren. Die Verdienste der beiden Leiter der gegenwärtigen ungarischen Kulturpolitik, des Kultus- und Unterrichtsministers Bálint Hóman und des Staatssekretärs Koloman von Szily um den Neuaufbau der Universität sind auch vom Blickpunkt des deutsch-ungarischen Kulturaustausches aus unschätzbar. Die Veröffentlichung *Die ungarische Universität Siebenbürgens* sollte unbedingt auch zunächst in deutscher Sprache erscheinen, um auch dem ungarfreundlichen Auslande ein lebendiges Bild über die hohe ungarische Kultur Siebenbürgens und ihre internationale Bedeutung zu erschliessen.

Vorträge des Herausgebers unserer Zeitschrift in Deutschland.

Einer Einladung der Zweigstellen der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft in München und Stuttgart Folge leistend, hielt der Herausgeber unserer Zeitschrift in den ersten Märztagen Vorträge über geistige Begegnungen zwischen Deutschland und Ungarn, die auch in der deutschen Presse eingehend gewürdigt wurden. Die *Münchner Neueste Nachrichten* (4. März 1942.), *Münchener Zeitung* (4. März 1942.), *V. B. München* (5. März 1942.) — um nur einige Pressestimmen hervorzuheben — weisen in gleicher Weise auf die Wichtigkeit gegenseitigen Meinungsaustausches durch ähnliche Vorträge hin. Der Stuttgarter Abend gestaltete sich

als erste Veranstaltung der Zweigstelle zu einer besonders stimmungsvollen Feier, an der sich zahlreiche Vertreter von Partei, Wehrmacht, Staat und Stadtverwaltung, an ihrer Spitze der Oberbefehlshaber im Wehrkreis V. und im Eisass, General der Infanterie Osswald, der Ehrenpräsident der Gesellschaft, Oberbürgermeister Dr. Strölin u. a. m. beteiligten. „Im Mittelpunkt des Abends stand ein bedeutsamer Vortrag von Professor Pukánszky“ — heisst es in dem ausführlichen Bericht des *Stuttgarter Neuen Tagblattes* (7. März 1942). „Er legte seinen Ausführungen den Gedanken zugrunde, dass sich aus den geistigen Spannungen und Begegnungen Deutschlands und Ungarns, die sich nun über tausend Jahre erstrecken, mit einer Art Gesetzmässigkeit besonders wertvolle Anregungen und starke Kräfte zur Erneuerung und aufbauenden Arbeit in dem wechselseitigen Kulturaustausch ergeben haben. Einer früher lange geübten negativen Bewertung der notwendigen Spannungen stellt der Redner eine überzeugende positive Betrachtung gegenüber und beweist dies an ausgezeichneten Beispielen auf dem Gebiet der Literatur, der Sprach- und Geschichtswissenschaft und der Philosophie in wichtigen Zeitabschnitten des 18. und 19. Jahrhunderts. Ausgehend von der seelischen Haltung Ungarns in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit der Gefahr der Vereinsamung in der abendländischen Völkerverfamilie, zeigten die Darlegungen, dass gerade durch die zeitweilige Abkehr vom deutschen Kulturkreis neues Suchen nach Fühlung und Verstehen instinktiv immer wieder lebendig wurde. Dieses Wechselspiel wiederholte sich um 1835, als eine Zeitlang das geistige Frankreich zum Richtmass für Ungarn wurde, ebenso wie im Jahr 1848 und nach dem Kriege vom 1866. Nie liess sich jedoch Ungarns Genius trotz der

Fülle der fremden Eindrücke überfremden und bewahrte das Selbstbe-seelte und Selbstgeformte. Die Gegen-wart erlebt wiederum diese fruchtbare Gemeinsamkeit und das vertiefte Ver-stehen in der Zusammenarbeit im Kampf um eine neue, schönere Zu-kunft. Daran mitzuwirken ist die Auf-gabe der Deutsch-Ungarischen Gesell-schaft. Der geistvolle und wissenschaft-lich beweiskräftige Vortrag wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen“.

Deutsche Kulturveranstaltungen in Debrecen. Trotz der erheblichen Schwierigkeiten, die durch die Ver-kehrsverhältnisse des harten Winters bedingt waren, gelang es, durch die Vermittlung der *Zweigstelle Debrecen des Deutschen Wissenschaftlichen In-stituts Budapest* auch in den letzten Monaten eine Reihe deutscher künst-lerischer Veranstaltungen durchzuführen. Nach dem grossen Konzert des *Kreuzchores* im Dezember, über das wir schon ausführlich berichteten, brachte der Arien-Abend der *Erna Sack* am 15. Februar im überfüllten Saale des *Bika-Hotels* ein solistisches Kunsterlebnis ersten Ranges. Die be-rühmte deutsche Kammersängerin be-geisterte das aufnahmebereite *Debrecener Publikum*, dem sie schon von ihren *Budapester Konzerten* her gut bekannt war, immer wieder durch ihre brillante Stimme, die selbst die höchsten Sprossen der Tonleiter mit Leichtigkeit erklimmt und auch die schwierigsten Arien glänzend be-herrscht. In den Liedern der middle-ren Lage, besonders den Wiegeliern von *Mozart* und *Schubert*, lässt sie auch die seelische Tiefe erspüren, die diesen gemütsinnigen deutschen Kom-ponisten so eigen ist. — Ganz den Ma-nen *Mozarts* gewidmet war das 2. deutsche Konzert im März, ein Kam-mermusikabend, der durch das *Berli-ner Dahlke-Trio* zu einem unvergess-

lichen Ereignis wurde. Die eigenartige und ungewohnte Zusammensetzung dieses Trios — Klavier, Cello, Klari-nette — und die bewundernswert prä-zise Feinheit des Zusammenspiels der Künstler — Prof. *Julius Dahlke*, Prof. *Walther Schulz* und Prof. *Alfred Lich-ter* — liess den Charme, die Leichtigkeit aber auch die Tiefe *Mozarts* in selte-ner Klangschönheit lebendig werden. Der festliche Charakter des Abends wurde noch besonders betont durch die Begrüssungsansprache des *Debrecener Ordinarius für Germanistik*, Prof. Dr. *Béla Pukánszky*, in der die Musik *Mozarts* in ihrem weltumspan-nenden und doch so grunddeutschen Charakter gepriesen wurde als „der kristallklare Quell, aus dem die hö-heren Seelen seit mehr als andert-halb Jahrhunderten Kraft und Glau-ben schöpfen“. *Mozarts* Musik, so schloss der Redner, „sei in der idea-len Welt der Kunst das kostbare Band, das heute das Ungartum und Deutsch-tum auch in der irdischen, kämpferi-schen Schicksalsgemeinschaft verbinde“. Besser liess sich der Sinn dieses und der vorangegangenen deutschen Kon-zerte nicht umreissen, die alle dank der umsichtigen Organisation des sie durchführenden *Zenedvelök Köre* am Band der ungarisch-deutschen Kul-turfreundschaft mitweben wollten.

Leider gelang es infolge der er-wähnten Verkehrsschwierigkeiten nicht, einen deutschen Dichter oder Vortrags-künstler in diesen Wintermonaten nach Debrecen zu bringen. *Bruno Brehm* und *K. H. Waggerl*, die unter anderen eingeladen waren, mussten schliess-lich beide absagen. Dafür veranstal-tete das *Deutsche Wissenschaftliche Institut* in seinen eigenen Räumen kurz vor Ostern einen wohlgelunge-nen Rezitationsabend, an dem Univer-sitätslektor Dr. *Wolfgang Heybey* klas-sische und moderne Dichtung ernster wie heiterer Art zum Vortrag brachte.

Auch wurden regelmässig im D. W. I. Lichtbildervorträge gehalten u. a. über *Dr. Todt* und die deutschen Autostrassen, von deutschen Universitäten und aus dem Leben *Goethes*. Zu diesen kulturellen Darbietungen, die bisweilen durch Schallplatten- und Gesangseinlagen ergänzt wurden, sowie auch zu dem Zyklus literarischer Vorträge des Lektoratsleiters über „Die Entwicklung des 19. Jahrhunderts im Wandel der deutschen Dichtung“ findet sich in immer zunehmender Zahl ein aufnahmeberechtigtes und dankbares Publikum zusammen. Es zeigt sich, dass gerade in der echt ungarischen Provinz das Bedürfnis, die deutsche Kunst und Kultur der Gegenwart wie der Vergangenheit tiefer kennen und verstehen zu lernen, stetig im Wachsen begriffen ist.

Ungarn und Europa. Diese Überschrift gibt der bekannte deutsche Publizist *Adolf Michaelis* seinem geistvollen Aufsatz in dem *Neuen Wiener Tageblatt* (7. Februar 1942.), der die Haltung Ungarns in dem grossen Kampf um das neue Europa lebendig darlegt. Vor allem weist Verf. darauf hin, dass in politischen Diskussionen von Ungarn in letzter Zeit die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Landes mit besonderem Nachdruck betont werde. Dies sei jedoch aus der Geschichte Ungarns leicht zu verstehen. Ungarn habe mit dem Blut seiner an der Ostfront gefallenen Söhne bewiesen, dass es unter dieser Selbstständigkeit keine Isolierung verstanden wissen wolle. „Die Hervorkehrung des Selbstständigkeitswillens ist, wenn sie von verantwortlicher Seite geschieht, als psychologisch richtig angesetzter Versuch zu verstehen, in der breiten Masse Verständnis für die europäische Idee zu erwecken, für die heute an der Ostfront Söhne fast aller europäischen

Völker kämpfen. Es handelt sich also nicht um den Ausdruck einer Besorgnis, sondern eher um eine Klärung der Begriffe“. Sodann wendet sich der Aufsatz den innerpolitischen Fragen Ungarns zu. Mit Beifriedigung stellt Verf. fest, dass die innere Erneuerung des Landes bereits beachtliche Fortschritte gemacht habe. „Wenn aber die innere Reformarbeit während des Krieges nicht das von allen gewünschte Tempo einhält, so liegt das eben daran, dass alle Kräfte des Staates und des Volkes auf ein Ziel gerichtet sind, an dem grossen europäischen Werk mitzuarbeiten“. Das Ungartum stehe in allen Lebensfragen in geschlossener Einheit da. „Über einzelne Politiker, die in der Sammlung der innerpolitischen Kräfte vielleicht andere Ziele verfolgen, geht das ungarische Volk in der Kenntnis seiner unlösbaren Verbundenheit mit dem Schicksal Europas hinweg. Denn das ungarische Volk weiss heute genau, was ihm die Angelsachsen zudenken: nicht nur ein zweites Trianon in noch viel schlimmerem Ausmass, sondern den Verlust der ungarischen Freiheit und die bolschewistische Unterdrückung. Deswegen sind auch die Hoffnungen der Angelsachsen auf eine Zwiespältigkeit in der ungarischen Einstellung zum europäischen Freiheitskampf, die von emigrierten Juden genährt werden mögen, völlig aussichtslos. Denn Ungarn kämpft im Verein mit allen Verbündeten um die eigene Freiheit und Selbstständigkeit, wenn es für die Unabhängigkeit und die Kultur Europas kämpft; die eine ohne die andre gibt es nämlich nicht. Das Wissen um diese europäische Schicksalsverbundenheit hat sich das ungarische Volk in jahrhundertelangen blutigen Abwehrkämpfen gegen die asiatischen Horden erworben, eine Erkenntnis, die sich in den letzten Monaten nur noch vertieft hat.“

Bauernland Ungarn. Unter dieser Überschrift bringt die in Belgrad erscheinende *Donauzeitung* (25. März 1942.) einen ausführlichen Bericht über die landwirtschaftliche Ausstellung in Budapest. Vor allem weist der Bericht mit anerkennenden Worten auf die Bemühungen der ungarischen Regierung hin, die Leistung der ungarischen Landwirtschaft durch Zuführung von frischem Blut für die Viehzucht, Vermehrung des Viehstapels und Versorgung der Bauern mit zeitgemässen Maschinen zu steigern. Die landwirtschaftliche Ausstellung zeige die richtigen Wege, die zweifellos bestehenden Probleme von Ackerbau und Viehzucht in Ungarn sinngemäss zu lösen.

Die Puszta wird zum Paradies. Diese Überschrift trägt ein lehrreicher Aufsatz von Karl Reuss (*Breslauer Neueste Nachrichten*, 18. Febr. 1942., *Donauzeitung*, Belgrad 25. März 1942), der Geschichte und landschaftliche Eigenart des Gebietes zwischen Donau und Theiss eingehend behandelt. Verf. entwirft zunächst eine einprägsame Naturgeschichte des Gebietes und weist darauf hin, wie dieser Boden aus diluvialen Sand, Löss und Lehmerde durch unermüdliche Arbeit und zähen Fleiss „zu einem wundersamen Garten Gottes wurde“. — „Tausende von Händen begannen nach dem tausendmal gewünschten Sande, der heute mein, morgen dein war, zu greifen, ihn zu halten, zu binden, zu fesseln, zu nähren, damit er wieder zur Nährmutter jener Pflanzen werde, die eine neue Zuchterkenntnis in ihren Schoss senkt. Wein, Obst und Gemüse lautet der Dreiklang, der über Städten wie Cegléd, Kecskemét und Nagyköros schwebt, über Städten, deren Umfang — rein gebietsmässig — demjenigen von Weltmetropolen nicht nachsteht. Was an frischem Obst ins Ausland geht, stammt fast restlos aus dieser Gegend, deren Gär-

ten sich immer mehr gegen die Puszta vorschieben, gegen jene Heide, die in ihrer jetzigen Verfassung gerade gut genug ist, Fabriken zu tragen, aus denen das Naturprodukt in konserviertem Zustande hinausgeht ins Ungarland und in alle Welt, sei es als Trokengemüse, als eingemachte Früchte oder als der köstlichste jener Obstbrände, der sich unter dem Namen Barack seinen Abnehmerkreis ausgepflüchter Kehlen in aller Welt eroberte“.

Attila und seine Hunnen. Die Geschichte Attilas und der Hunnen bildete stets ein höchst anregendes Thema der europäischen Wissenschaft und Dichtung. Seit den Chronisten des Frühmittelalters bis zu den romanhaften geschichtlichen Biographien unserer Tage wandten sich die abendländischen Völker immer wieder mit gespannter Aufmerksamkeit dem Hunnenvolke zu, das einem Kometen gleich auftauchte und unterging. Mit besonderer Vorliebe vertiefte man sich in die Geschichte der Hunnen in Zeiten der Schicksalswende. Die ungarische Wissenschaft darf für sich in der Erforschung der Hunnengeschichte wohl eine besondere Zuständigkeit beanspruchen, betrachtete sich doch das Ungartum fast seit seinen ersten schriftlichen Zeugnissen als Nachkomme, ja als Erbe der Hunnen. Auch in der Überlieferung der europäischen Völker galt Ungarn und das Ungartum als Erbe des Hunnenreiches und -volkes. Wesentlich gefördert wurde die wissenschaftliche Erkenntnis des Hunnentums durch die bedeutsamen Ergebnisse in der Erforschung Asiens und des Mittelalters in den letzten Jahrzehnten. Die ungarische Wissenschaft verfolgte die Klärung mancher Fragen der Hunnengeschichte mit lebhafter Anteilnahme und trug zu ihr in nicht unbeträchtlichem Masse auch selbst bei. Unlängst traten die um die Hun-

nenforschung besonders verdienten ungarischen Gelehrten in einem stattlichen Band zusammen, um unter strenger Sichtung der Arbeit der ausländischen Wissenschaft die Ergebnisse ihrer Einzelforschungen zeitgemäss zusammenzufassen. Der Herausgeber des im *Verlag der Magyar Szemle-Gesellschaft* erschienenen, mit Bildern reich ausgestatteten Bandes *Attila és a hunok* („Attila und die Hunnen“), Gyula *Németh*, Professor für Turkologie an der Universität Budapest, gab ausser dem Geleitwort, das grundsätzliche Fragen behandelt, zwei wertvolle Beiträge über die Sprache der Hunnen und über ihre Beziehungen zum Ungarum. Der bekannte Asienforscher Prof. Ludwig *Ligeti* klärt die Herkunft der Hunnen Attilas und ihr Schicksal in Asien; Péter von *Váczy*, Prof. für Weltgeschichte an der Universität Kolozsvár (Klausenburg) zeichnet mit knappen Zügen die europäische Geschichte der Hunnen, Aufstieg und Verfall ihrer Macht, und entwirft ein lebensvolles Bildnis des grossen Hunnenherrschers. Prof. Alexander *Eckhardt* behandelt die Wandlungen der Sagengestalt Attilas und des Hunnenbildes bei den europäischen Völkern, während der vorzügliche Archäologe Nándor *Fettich* durch die sorgfältige Sichtung des hunnischen Denkmalmaterials neue, fruchtbare Ausblicke eröffnet. (Nebenbei sei bemerkt, dass von ihm auch unsere Zeitschrift im Februar- und Juliheft 1941 zwei wertvolle Aufsätze über die archäologischen Zusammenhänge des hunnisch-germanischen Denkmalmaterials enthält.) Sämtlichen Mitarbeitern des Bandes war es naturgemäss zunächst um die Klärung der geschichtlichen Wirklichkeit zu tun; hierin lag ihre eigentliche Aufgabe auch für die europäische Wissenschaft. Bei dem Fortleben der entstehenden mündlichen Überlieferung war diese Klärung in der Tat

höchst erwünscht. Das neue Bild über die Hunnen, das sich aus den Forschungen der ungarischen Wissenschaft ergibt, setzt nun an Stelle des bisherigen Zerrbildes, das die Hunnen nur als wilde Barbaren und Menschenfresser gelten lassen wollte, ein grosses eigenständiges Nomadenvolk, das in Staatswesen, Machtpolitik und in seinen Massnahmen zur Hebung des Gemeinwohls den abendländischen Völkern ebenbürtig zur Seite steht, und sich in seinen Einrichtungen, Sitten sowie in seiner Haltung als Vertreter einer anderen eigenartigen Kultur, doch keineswegs als ein Volk ohne Kultur bekundet. Wir begrüssen das Werk mit aufrichtiger Freude und wünschen, dass es möglichst bald auch in deutscher Sprache erscheine. Es wird im Auslande nicht nur der ungarischen Wissenschaft gegenüber Achtung erwecken, sondern auch die Ehre eines grossen, lange verkannten Volkes wiederherstellen.

Südostdeutsche Rundschau. Diesen Titel trägt die in den letzten Märztagen erschienene *Zeitschrift der deutschen Volksgruppe in Ungarn*, als dessen Herausgeber Franz *Basch* und verantwortlicher Schriftleiter Philipp *Böss* zeichnet. An führender Stelle bringt die Zeitschrift die Geleitworte von László von *Bárdossy* und Dietrich von *Jagow*. Aus dem reichen und vielseitigen Inhalt des ersten Heftes seien hervorgehoben der Aufsatz von Karl *Megerle* „Die Wiedergeburt Europas“ und der von beachtenswerter Stoffkenntnis zeugende Beitrag von Karl Kurt *Klein* „Abendländische Schicksalsgemeinschaft im Südostraum“. Vorzüglich ist der Teil „Blick in die Zeit“, sowie die lebendige, umfangreiche Zeitschriftenschau. Die neue Zeitschrift des Deutschtums in Ungarn übertrifft — wie dies bereits aus dem

ersten Heft zu sehen ist — die Zeitschriften der deutschen Volksgruppen anderer Donaustaaten, das *Karpatenland* und *Volk im Osten* weit an Reichtum und Lebendigkeit. Dem Deutschforscher in Ungarn dient diese Tatsache als erfreulicher Beweis für die günstige kulturelle Lage der ungarländischen deutschen Volksgruppe, unleugbar eine Folge der deutsch-ungarischen Lebensgemeinschaft. Besondere Anerkennung verdient die hochwertige Arbeit der Druckerei von Ujvidék (Neusatz); die vorzügliche Ausstattung der Zeitschrift würde den besten Druckerwerkstätten der Hauptstadt zur Ehre gereichen.

Eine ungarische Schubert-Biographie. Der bekannte ungarische Musikverlag *Rózsavölgyi & Comp.* gab als neusten Band seiner Reihe von Musiker-Biographien eine geistvolle Darstellung des Lebens Schuberts von dem verdienstvollen Musikschriftsteller Robert *Meszlényi* heraus. Verf. bietet im Rahmen der Lebensgeschichte des grossen Wiener Komponisten auch eine Entstehungsgeschichte seiner Werke. Besonders hervorzuheben ist die feinsinnige Analyse der beiden berühmten Liederzyklen „Die schöne Müllerin“ und „Winterreise“. Es versteht sich von selbst, dass Verf. auch die ungarischen Beziehungen im Leben Schuberts eingehend behandelt, vor allem seinen Aufenthalt in dem Schloss des Grafen Johann Karl *Esterházy* im Wagtal. Auch die Aufzeichnungen des Komponisten über seine ungarische Umwelt werden reichlich herangezogen, sowie der Einfluss dieser auf seine menschliche und künstlerische Entwicklung untersucht. Das lebendig geschriebene Buch eignet sich vorzüglich dazu, die grosse ungarische Gemeinde Schuberts zu stärken und zu vergrössern.

Ungarn in dem Verkehrswesen Südosteuropas. Eingehend behandelt Ungarns verkehrspolitische Stellung das wertvolle Buch von H. O. *Wesemann*, das in den Schriften der *Südosteuropa-Gesellschaft E. V.* der *Südost-Echo Verlagsgesellschaft* m. b. H. unlängst erschien. Verf., der beachtenswerte Fachkenntnisse im Verkehrswesen bekundet, untersucht das Wirtschaftsleben des gesamten Südostrumes vom Blickpunkt des Verkehrs; eingehend behandelt er den Zustand der Eisenbahnen der einzelnen Südoststaaten, den Strassenverkehr, Schifffahrt, und zieht schliesslich die Summe seiner Untersuchungen. Sowohl das Werk, als auch die beigelegte Karte heben die internationale Bedeutung Ungarns, als des wichtigsten Durchfahrtsgebietes für Europa, namentlich aber für Deutschland überzeugend hervor. Wertvolle Ergänzungen und Zusätze zu den ungarischen Beziehungen des Werkes enthält der im Septemberheft 1941 unserer Zeitschrift erschienene Aufsatz von Rudolf *Ruisz*: „Ungarns verkehrspolitische Stellung im neuen Europa“.

Volksbrauch der Ungarn. Der für ungarische Eigenart interessierte Ausländer wird sich nebst der Geschichte gewiss auch der ungarischen Volkskunde und namentlich den Darstellungen über Sitte und Brauch mit Aufmerksamkeit zuwenden. Wie in dem Brauchtum anderer Völker, sind auch in dem des Ungartums zahlreiche Eigentümlichkeiten asiatischer oder osteuropäischer Herkunft mit Beständen des gemeinsamen christlichen Überlieferungsschatzes verschmolzen. Ein vorzüglicher, zuverlässiger Führer in dieser Frage ist das nun auch in deutscher Sprache im *Verlag von Vajna & Bokor* erschienene Buch von Karl *Viski*, Professor der Volkskunde an der Universität Budapest. Der gelehrte Verf. be-

handelt Sitten und Bräuche verschiedenster Art und Bestimmung von Geburt und Taufe über die mannigfachen Geschehnisse des menschlichen Lebens bis zur Bestattung, deutet sie, und stellt sie in die europäischen Zusammenhänge ein. Die Anschaulichkeit der übersichtlichen, sorgfältigen Darstellung wird durch 32 Bildtafeln erhöht.

Das Institut für Ungarnkunde in Budapest. Bereits seit zwei Jahren entfaltet das Institut für Ungarnkunde an der Philosophischen Fakultät der Peter Pázmány-Universität in Budapest eine vielseitige und unermüdete Tätigkeit. Seine Errichtung ist ihm wesentlichen das Verdienst von Prof. Dr. Alexander Eckhardt, der im Jahre seines Dekanats das dringende Bedürfnis erkannte, der rasch aufblühenden Hungarologie eine eigene Heimstätte zu schaffen. Seitdem dehnt das Institut seine Arbeit — wirksam unterstützt vom kön. ung. Unterrichtsministerium und von der Stadtgemeinde Budapest — auf immer weitere Gebiete aus. Sein unlängst erschienener Bericht verdient nicht nur die Aufmerksamkeit des grossen Publikums, sondern auch die ausländischer Fachkreise. Beachtung verdient vor allem der vom Institut herauszugebende Ungarische Sprach- und Volkskunde-Atlas, an denen sich eine stattliche Arbeitsgemeinschaft beteiligt. Ausserdem gibt das Institut Schriftenreihen über *Siedlungsgeschichte*, die *Geographischen Namen Ungarns* sowie die Reihe *Gehöft, Dorf und Marktflecken* heraus. Auch für die Fortsetzung der *Sammlung von Volksdichtungen* wird gesorgt. Die höchst anregenden und gutbesuchten Vortragsreihen des Insti-

tuts an der Universität Budapest behandelten das Verhältnis der Herren- und Bauernschicht in der ungarischen Geschichte, die Völker Siebenbürgens und schliesslich die Wandlungen in den Beziehungen zwischen Ungarnum und Slawentum. Einen bedeutenden Teil in der Arbeit des Institutes, dessen Leitung mehreren Professoren der Philosophischen Fakultät anvertraut ist, bildet die Herausgabe einer gehaltvollen Zeitschrift.

Die Slowakei und Oberungarn. Das in der Reihe *Weltgeschehen* des Verlags Wilhelm Goldmann in Leipzig erschienene Buch *Die Slowakei* von Michael Schwartz, zeugt von dem an sich anspruchsvollen Bestreben, die Geschichte eines blutjungen Staates darzustellen. Es ist wohl nichts leichter als aus allgemein bekannten Tatsachen der europäischen Geschichte Kennzeichnendes, Richtiges und Falsches miteinander bunt zu vermengen und es dann durch „beweiskräftige“ Leitartikelphrasen zusammengeschweisst zeitgemäss aufzutischen. Verf. nahm sich weder Zeit noch Mühe ein geschichtliches Werk mit richtiger Quellenkritik zu schreiben. Unbekümmert übernimmt er längst widerlegte Phrasen der tschechischen Geschichtschreibung über das grossmährische Reich, die slawische Urbevölkerung des Karpatengebietes u. a. m. bis auf unsere Tage. Auf diese Weise bringt er es fertig, über die Slowakei, die zur Zeit der Abfassung des Buches bloss zwei Jahre zählte, zu behaupten, dass sie ein Staat von über tausendjähriger Vergangenheit sei. Wie hätte er auch ohne diese Behauptung ein Buch im Umfang von neun Druckbogen schreiben können?

INHALT DES MAIHEFTES 1942.

Hunnisch-ungarische Verwandtschaft. Von <i>Gyula Illyés</i>	257
Der Schlüssel Siebenbürgens. Von <i>Andreas von Hlatky</i> (mit 4 Bildtafeln)	264
Siebenbürgisch-ungarische Schauspielkunst. Von <i>Jolantha Pukánszky-Kádár</i>	274
Siebenbürgen und die ungarische Kunst. Von <i>Elek Horváth</i> (mit 4 Bildtafeln).....	281
Die Abstammung der Hunyadis. Von <i>Ludwig Elekes</i>	285
Brahms' Konzertreise in Siebenbürgen. Von <i>Stephan Lakatos</i>	295
Vater hinter der Tür. Erzählung von <i>Maria R. Berde</i>	300
Elegie über Kalotaszeg. Gedicht von <i>Zoltán Jékely</i> , übersetzt von Friedrich Lám	306
Ilona Görög, Szekler Volksballade, übersetzt von <i>Elinor Hlaváts</i> (mit Noten)	310

Rundschau

Die ungarische Universität Siebenbürgens. — Vorträge des Herausgebers unserer Zeitschrift in Deutschland. — Deutsche Kulturveranstaltungen in Debrecen. — Ungarn und Europa. — Bauernland Ungarn. — Die Puszta wird zum Paradies. — Attila und seine Hunnen. — Südostdeutsche Rundschau. — Eine ungarische Schubert-Biographie. — Ungarn in dem Verkehrswesen Südosteuropas. — Volksbrauch der Ungarn. — Das Institut für Ungarnkunde in Budapest. — Die Slowakei und Oberungarn

312

MITARBEITER DIESES HEFTES :

Gyula Illyés, Dichter, Herausgeber der Zeitschrift „Magyar Csillag“.
Dr. Andreas von Hlatky, Obergespan der Munizipalstadt Nagyvárad (Grosswardein).
Dr. Jolantha Pukánszky-Kádár, Oberstaatsarchivarin, Theaterhistorikerin.
Elek Horváth, Kunstkritiker, Leiter des ungarischen Fremdenverkehrsamtes für Siebenbürgen.
Dr. Ludwig Elekes, Archivar im Kön. Ung. Landesarchiv.
Stephan Lakatos, Musikhistoriker, Kolozsvár (Klausenburg).
Maria R. Berde, führende siebenbürgische Erzählerin und Dichterin.
Dr. Zoltán Jékely, Dichter, Bibliothekar, Kolozsvár (Klausenburg).

Verantwortlicher Schriftleiter und Herausgeber: **Béla Pukánszky.**

40.313. — Königl. Ung. Universitäts-Druckerei, Budapest. (V.: Richard Thiering.)

DIE SCHRIFTENREIHE DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

herausgegeben von Generalsekretär Prof. *Alexander Varga v. Kibéd* bildet die natürliche Ergänzung unserer Zeitschrift im Sinne des Arbeitsprogramms der Gesellschaft. Während die Monatschrift UNGARN vor allem die Aufgabe hat ungarisches Land und Volk der deutschen Öffentlichkeit zu erschliessen, soll die in ungarischer Sprache erscheinende SCHRIFTENREIHE das Gedankengut des neuen Deutschlands — zunächst durch die Veröffentlichung von Vorträgen führender deutscher Persönlichkeiten, die diese in der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft hielten, — der breitesten Schicht ungarischer Leser vermitteln und dadurch an der ideellen Annäherung von Deutschtum und Ungartum fördernd und vertiefend mitwirken.

Bisher erschienene Hefte der SCHRIFTENREIHE:

1. *Darré, R. W.*: A Német Birodalom és a délkelet európai államok együttlüködése a mezőgazdaság terén (Zusammenarbeit zwischen dem Reich und den südosteuropäischen Staaten auf landwirtschaftlichem Gebiet). 1940 P 1.—

2. *Von Cochenhausen, F.*: Német katonai szellem a multban és jelenben (Deutsches Soldatentum in der Geschichte und Gegenwart). 1940 P 1.—

3. *Spranger, E.*: Kultúrák találkozásáról (Kulturen in Begegnung miteinander). 1940 P 1.—

4. *Hóman, B.*: Német-magyar sorsközösség (Deutsch-ungarische Schicksalsgemeinschaft). 1941 P 1.—

5. *Günther, H. R. G.*: A tehetségek kiválasztása (Menschenauslese). 1941 P 1.—

6. *Freisler R.*: Az új Európa jogrendje (Das Rechtsdenken des jungen Europa). 1941 P 1.—

7. *Strölin K.*: Lakásügy, városéptés és tájrendezés (Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung). 1941 P 1.—

8. *Von Tschammer und Osten*: Testnevelés békében és háborúban (Leibeserziehung in Krieg und Frieden). 1941 P 1.—

9. *Schwerin von Krosigk L. gróf*: Háborús pénzügyi gazdálkodás (Kriegsfinanzierung). 1941 P 1.—

10. *Storm E.*: Az állam és a gazdaság (Staat und Wirtschaft.) 1941 P 1.—

11. *Pukánszky B.*: Mozart. 1942 P 1.—

